

Vaterländisches Museum.

Drittes Heft.

Hamburg, bei Fr. Perthes
1810.

Vaterländisches Museum.

Drittes Stück. September 1810.

Karl Gustav, König von Schweden.

Von dem verstorbenen Heinrich von Bülow.

Ich will eine charakteristische Uebersicht der Feldzüge eines Prinzen versuchen, der von den Deutschen weniger als Gustav Adolph beachtet worden, wahrscheinlich, weil er selbst ein Deutscher war, den die Schweden aber als den größten ihrer Könige erheben. Gustav der Dritte, welcher die Geschichte seines Reichs — eine Kenntniß, die nicht immer den Fürsten geläufig ist — vollkommen kannte, erhob ihn weit über Gustav Adolph, während deutsche Geschichtschreiber — welche doch nur meist Geschichtforscher sind — ihn keiner Aufmerksamkeit zu würdigen scheinen.

Wir erblicken diesen Prinzen als Feldherrn zuerst im Jahre 1648, demselben, in welchem der westphälische Friede die

Vielherrschaft in Deutschland consolidirte. Er stand an der Spitze der schwedischen Heere in Deutschland in einem Alter, da man selten Weisheit mit Kraft verbindet. Er landete mit acht tausend Mann zu Wolgast in Pommern, das Heer des Generals Königsmark vor Prag zu verstärken. Als er durch Leipzig zog, überreichten ihm die Studenten ein Gedicht von seltner Art, welches beweist, daß die deutschen Dichter unserer Tage den damaligen in keiner Rücksicht nachzusetzen sind.

Vor Prag erwarteten ihn viele Arbeiten, aber wenig Glück, weil die Umstände ihn nicht begünstigten und er so weise war, den Hindernissen nachzugeben, wenn sie unüberwindlich sind. Prag wurde damals tapfer vertheidigt, ganz ungleich den Festungsvertheidigern unserer Tage, welche eine Bresche graben lassen, damit sie nur durch dieselbe für Capitulation hinausziehen können.

Die Annäherung des Entsatzes verursachte die Aufhebung der Belagerung, weil die Eingeschlossenen dreymal stärker als die Belagerer waren. Der Entsatz unterm General Goltz rückte bis an die Jassawa, drey Meilen von Prag, aber nicht hinüber, weil man wünschte, durch den Ruf allein seinen Zweck zu erreichen. Der Prinz zog nach Brandeis, vorher aber nach Melinkum, die Kühnheit des Feindes, veranlaßt durch einen verstellten Zurückzug, vermöge eines plötzlichen Angriffes zu bestrafen. Der Feind erfuhr, trotz den schönen Anstalten des Prinzen, seinen Anmarsch, und eilte davon. Er muß gelobt werden, weil es hinlänglich ist, seinen Zweck zu erreichen. Der Friede zu Münster (1648) machte der Unternehmung des Prinzen in Deutschland ein Ende, welche mit strategischem Augenmaaß entworfen war. Der Prinz wiederholte nicht den Fehler Gustav Adolphs, nach Bayern statt nach Wien zu gehen. Der Lehren Oxenstierns eingedenk,

wollte er dem Feinde in seinem Herzen den tödtlichen Streich versetzen.

Karl Gustav gelangte im Jahre 1654 zum Throne, durch die Entsagung der Königin Christine, welche von denjenigen sehr gelobt worden, die nicht zu glauben scheinen, daß sowohl wahre Philosophie als wahre Größe in der Neigung Nutzen zu stiften zu suchen sey. Der erste Krieg des neuen Königs war gegen Pohlen, weil der König dieses Landes, Johann Casimir, glaubte, zum schwedischen Throne berechtigt zu seyn. Die Politik hielt es für zuträglich, ihn der Würde zu entsetzen, die er besaß, um seine Ansprüche auf diejenige zu vernichten, welche er zu besitzen wünschte. Der Marschall Wittenberg versammelte zwanzig tausend Mann bey Stettin, mit denen er nach Pohlen aufbrach. Dieses Heer führte 118 Feldstücke, 60 große Kanonen, 8 Mörser und 5 halbe Karthaunen mit sich; eine Artillerie, die als sehr zahlreich für ein solches Heer gelten kann. Der König von Schweden glaubte wahrscheinlich nicht, daß, so wie für Dichter, auch für Soldaten Wasser das ersprießlichste Getränk sey, denn er ließ immer Bier für seine Armee brauen. (1655).

Der König befahl seiner Armee, gegen die Pohlen in geschlossenen Haufen zu agiren, gerade weil die Pohlen immer getrennt fochten. Ein pohlnisches Lager zu Ußtyc ergab sich an den Feldmarschall Wittenberg, nicht zufolge einer Schlacht, sondern einer Schlachtordnung, denn es wurde nicht gefochten. In dieser Ordnung wurde die Infanterie in Brigaden, nach Gustav Adolphs System, aufgestellt. Zwischen zwey Schwadronen wurden 50 Musketiere gestellt, dann folgte eine Brigade Infanterie, dann wieder zwey Schwadronen, und so fort. Die Schwadronen waren mehrere hundert Pferde stark, und in mehrere kleinere getheilt; die Reuterey zu vier, die Infan-

terie zu sechs Mann hoch. Diese Pohlen, eben so leichtsinnig wie die andern, in der Wahl und der Verwerfung ihrer Könige, huldigten dem Könige von Schweden. Der Traktat beweist, daß Karl Gustav den pohlnischen Adel gewinnen wollte; und die Eroberung war eine Unterhandlung.

Die erste Verrichtung Karl Gustavs nach seiner Ankunft zu Wolgast, war ein Brief zur Rechtfertigung an den Deutschen Kaiser, dessen Reich schon damals nur in Komplimenten anerkannt wurde. Der König führte noch zwölf tausend Mann nach Deutschland, Männer von stattlichem Ansehen und wohl gerüstet, welche bey Stettin lagerten. Dieser Prinz mußte der Artillerie einen großen Erfolg zuschreiben, denn dieses Heer bedurfte sechzehn hundert Pferde zur Fortbringung seines Geschützes. Dieses Heer war als die Reserve-Armee derjenigen des Wittenberg zu betrachten. Großpohlen hatte sich schon unterworfen und der König beschleunigte seinen Marsch, als Wittenberg ihm melden ließ, die Edelleute noch anderer Woywodschaften wären nicht abgeneigt, sich in seinen Schutz zu geben.

Wir wissen nicht, ob der König von Schweden mit List den Einbruch Russischer Barbaren in Litthauen veranlaßte, sowohl zur Diversion, als damit die Pohlen seinen Schutz als eine Errettung betrachten mögten. Die unglücklichen Opfer einer wilden Grausamkeit werden freylich nicht gebilligt haben, was die Politik, deren Wiege Italien ist, mit dem Namen Klugheit benennt. Der König von Pohlen versammelte ein wankende Heer bey Lowicz, der König von Schweden aber stieß bey Gnesen mit seinem Heere zu demjenigen des Feldmarschalls Wittenberg. Er ließ einen Soldaten erschießen, welcher in einer Kirche in priesterlicher Kleidung den katholischen Gottes-

dienst nachäffte. — Opfer der Achtung für die religiösen Meynungen eines Volks.

Johann Casimir floh mit seinen zehn tausend von Lowicz nach Warschau, als Karl Gustav mit seinen dreyßig tausend sehr schnell sich ihm näherte. In Warschau konnte er nichts thun, als sein Unglück bedauern, und die Pohlen, weil sie den Eid in das Zeichen des Eides setzten und für eine Ceremonie der Höflichkeit hielten, hoben die Finger auf und schwuren ihm treu zu bleiben. Hierauf floh er mit der Königin nach Krakau. Der Leichtsinn sinnlicher Menschen macht es wahrscheinlich, daß sie in diesem Augenblick aufrichtig schwuren, daß aber der nächstfolgende den Eindruck des vorhergehenden auslöschte.

Der König von Pohlen bat um Frieden, weil er den Krieg nicht führen konnte. Das Schreiben, welches seine Abgeordneten diesem feurigen Eroberer überreichten, ist sehr merkwürdig. Man kann sich des Mitleids nicht erwehren, wenn man die Klagen dieses Fürsten und die Betheurungen seiner Unschuld liest. Nachdem er von allen Anlaß zum Kriege sich freygesprochen, fährt er fort: „Ist es denn die Begierde nach Gold, „welche Sie, mächtiger König, in unser Land treibt? Wir „haben nichts als unsere jährlichen Erndten, welche der Krieg „zerstört, und unsere Viehzucht. Jeder Ueberfluß, den diese „einfachen Mittel der Natur uns gewährt hätten, ist durch „einen achtjährigen Krieg vernichtet worden. Ew. Majestät „wollen Pohlen schützen? Schützen sie es denn gegen die „Barbaren, welche Litthauen in einer Wüste verwandeln. — „So ist es denn der Durst nach Ruhm — glänzende Schwachheit großer Gemüther! — welcher sie antreibt uns zu befehden? Die wahre Ehre aber, diejenige, welche noch im „Grabe fortdauert, ist in den Wohlthaten zu suchen, welche

„man der Menschheit zufügt. Vermeynen Ew. Majestät „Pohlen mit Schweden zu vereinigen? Betrachten Sie die „Lage der Länder, getrennt durch ein stürmisches Meer; deren „Bewohner sind einander nur gleich an kriegerischem Stolz, „der unglücklichen Ursache so vieler Uebel; sie sind verschieden „in Gesinnung, Sitten, Religion und Kleidung. Glauben „Sie nicht, es werde in Ihrer Macht stehen, ein Volk sanft „zu regieren, welches sich nur mit Widerwillen unterwirft. „Nur durch Strafen kann es in verhaßten Fesseln erhalten „werden. Wollen Sie, ein Monarch mit Eigenschaften „begabt, die Liebe der Welt zu gewinnen, den Haß derselben „auf sich laden? Die traurige Ehre, durch Furcht zu herrschen, „kann nicht wünschenswerther seyn, weil der Endzweck jeder „Herrschaft die Glückseligkeit der Völker ist.“

Hierauf folgte eine Bitte an den König, seine Völker nicht weiter vorrücken zu lassen, welche die entgegengesetzte Wirkung beschleunigte, weil das Interesse entgegengesetzt war. Der König förderte seinen Marsch auf Krakau, weil Warschau sich ohne Vertheidigung ergab. Man plünderte hier die Entwichenen; die übrigen wurden verschont. Die Pohlen räumten auch die Gegend von Krakau und zerstreueten sich; die Stadt aber that Widerstand. Bey dem schnellen Vordringen wurde der Rückzug gesichert, denn man bevestigte Posen. Das strategische Augenmaaß dieses Monarchen lehrte ihn die Wichtigkeit dieses Postens.

Krakau vertheidigte sich. Pohlen unterwarf sich. Die Kosacken schickten Abgeordnete, Litthauen flehte um Hülfe. Die Landskron, eine Festung südlich von Krakau, ergab sich. Wittenberg mit seiner Armee zog voraus; lobenswerthe Anstalt gegen einen Feind, der nur den Rücken anfällt. Nach der Zerstreuung eines Haufens Pohlen am Flusse Dunairz floh der

König von Pohlen nach Schlesien. Der Landgraf Friedrich von Hessen, Schwager des Königs, wurde von pohlnischen Edelleuten erschossen, die man Rebellen nannte, und als solche behandelte. Krakau kapitulirte, und Karl Gustav berief die Versammlung des pohlnischen Adels nach Warschau, um durch die Form des Rechtes die Gewalt der Eroberung zu sanctioniren.

Während der König Pohlen seiner Herrschaft unterwarf, schickte er ein Heer nach Preußen, weil eine Macht, die über See kommt, sich der Häfen bemeistern muß. General Horn zog dicht an der Seeküste, der König ging nach Thorn, welches ihm die Thore, so wie andere kleinere Orte, öffnete. Eine Art pohlnischer Soldaten, welche sich die Quarcianer nannten, zog den Dienst eines Siegers demjenigen eines Königs vor, der entflohen war. Sie unterwarfen sich dem Könige von Schweden. Der deutsche Kaiser ermahnte zum Frieden, weil der Krieg ihm nicht günstig war. Die Eroberungen des Königs von Schweden beunruhigten eine Macht, bey der die Zeit das Andenken der Feldzüge Gustav Adolphs noch nicht vertilgt hatte. Der König antwortete: er, der Kaiser, als sein guter Bundesgenosse, werde sich wahrscheinlich über seine glücklichen Unternehmungen freuen.

In Preußen hatte sich der Churfürst von Brandenburg mit zwanzigtausend Mann zum Beschützer des Landes aufgeworfen. Allein die schwedische Armee nahm in Gegenwart der brandenburgischen, welche sich zurückzog, erst Straßburg, welches man für den Schlüssel des Landes hielt, dann Elbing, Mova, Dirschau und Wolau ein. Allenthalben wurde die Brandenburgische Besatzung gefangen und untergesteckt. Als Karl Gustav aber schnell gegen Königsberg vorrückte, wo der Churfürst mit seinem Hauptcorps lag, schickte dieser, um einen Vergleich zu bitten, worauf ein Friede zu Stande kam, welcher

die Macht des Königs von Schweden oder den Ruf der Macht, errungen durch seine Talente, in deutliches Licht setzt. Der Churfürst, als Besitzer des Herzogthums Preußen, unterwarf sich der Oberherrschaft von Schweden, als Lehnsträger letzterer Krone, und entsagte derjenigen von Pohlen. Er gelobte, zum Zeichen der Lehnsunterthänigkeit jährlich tausend Dukaten an die Krone Schweden zu entrichten. Der Lehnbrief, lautete der Traktat, müsse alle Jahre erneuert werden; jedoch wolle man dem Churfürsten zulassen, daß er nicht selbst in Person diese Huldigung leiste, sondern sie durch Bevollmächtigte ausrichten möge. Er, der Churfürst, müsse im Fall des Krieges tausend Mann zu Fuß und fünfhundert zu Pferde für Schweden unterhalten; er müsse alle Durchzüge durch sein Land den Schwedischen Truppen gestatten, wobey aber diese die Einwohner nicht beleidigen sollten; dem Könige von Schweden sey der freye Gebrauch der preußischen Häfen eingeräumt. Den Feinden der Krone Schweden solle alle Werbung, Durchzug und Landung im Herzogthum Preußen verboten seyn; der Churfürst von Brandenburg entsage auf immer seinen Ansprüchen an das königliche Preußen, welches nunmehr gänzlich der Krone Schweden unterworfen sey; er dürfe ohne Bewilligung von Schweden keine Kriegsschiffe halten; Zölle möge der Churfürst wohl anlegen, jedoch habe der König von Schweden dabey die Oberherrschaft, und das Einkommen müsse getheilt werden; es sey dem Churfürsten erlaubt, seine Kriegsvölker nach seinen deutschen Ländern abzuführen; er gelobe jedoch, daß sie nicht gegen Schweden gebraucht werden; ohne Erlaubniß des Königs von Schweden dürfe der Churfürst wegen des Herzogthums Preußen kein Bündniß eingehen; alle Verpflichtungen mit dem Könige von Pohlen, Johann Casimir, seyen aufgehoben und ungültig; der Churfürst dürfe nichts anordnen, was der Krone

Schweden und dem Handel nachtheilig sey; der König gestatte, daß der Churfürst ein Oberappellations-Gericht anordne. Dieser glänzende Friede wurde am 21sten Januar 1656 zu Bartenstein geschlossen. So unterwarf sich dieser kühne Eroberer in wenigen Tagen ein Land, um welches Gustav Adolph mehrere Jahre vergeblich gekriegt hatte.

Man muß auch gestehen, daß alle Unternehmungen der brandenburgischen Truppen sehr unglücklich abliefen. Der brandenburgische Oberst Brünell wollte während der Friedensunterhandlungen die Schweden überfallen, welche er sicher glaubte. Von seinen 600 Reutern kam keiner wieder zurück. Er selbst wurde gefangen. Einige hundert Brandenburger unter dem Oberst Weyher wurden überfallen und niedergemacht u. s. w. Nach diesem Frieden zogen die schwedischen Truppen aus dem Herzogthum ab; der König gieng nach der Weichsel mit dem Hauptheere, den Grafen de la Gardie detachirte er nach Liefland.

Die Danziger hielten es für zuträglicher, einer schwachen, als einer kraftvollen Regierung unterworfen zu seyn, welches immer der Fall mit sogenannten freyen Städten ist, die auf Kosten des Allgemeinen ihren besondern Vortheil zu besorgen wissen. Sie erklärten sich wider den König von Schweden, und brannten zur bessern Vertheidigung ihre Vorstädte ab, das gewöhnliche Mittel derjenigen, welche letztere nicht zu vertheidigen wissen.

Der König von Pohlen kehrte um diese Zeit wieder in sein Reich zurück, weil einige Woywodschaften sich der schwedischen Herrschaft entzogen. Der König von Schweden hatte sich die Körper der Pohlen, aber nicht ihren Willen unterworfen, welches bey einer Nation von Folgen seyn mußte, welche damals noch einen Willen hatte. Sogleich verließ Karl Gustav mit

seiner gewöhnlichen Thätigkeit seine Verrichtungen in Preußen, um andere in Pohlen vorzunehmen. Er ließ den Grafen Steinbock mit einem Corps in Preußen, und gieng mit einer Armee bey Wyszogrod über die Weichsel nach Lowicz. Von Lowicz gieng der Zug nach Rawa, Warschau und Krakau, weil es schwerer war, den König von Pohlen zu finden, als ihn zu suchen.

Bey Casimierz gieng er über die Weichsel, weil man sagte, der König von Pohlen stehe bey Lublin. Kaum erfuhr Karl Gustav, daß ein gewisser Czarnezki mit einem Corps Pohlen in der Nähe stehe, so brach er mit dem linken Flügel gegen ihn auf, dem der rechte folgen mußte. Die Pohlen waren tapfer; sie wurden aber durch die schwedische Disciplin überwältigt. Im Augenblick darauf war der König schon zu Lublin, und gleich darauf zu Lemberg, weil gegen einen geschwinden Feind die Eilfertigkeit die erste Regel ist. Da es hieß, der König von Pohlen sey in Podolien und bewerbe sich um die Hülfe der Tatarn und Kosacken, so eilte der König von Schweden nach Jaroslaw. Czarnezki folgte immer dem Könige, und fiel öfters in seine Arrieregarde. Er war bey mehrern Angriffen glücklich, sonderlich gegen einen Hinterhalt von tausend Reutern, welchen seine Spione ihm verriethen, und den er durch einen andern Hinterhalt aufrieb.

Die Leichtigkeit, in Pohlen vorzurücken, veranlaßte die Nothwendigkeit des Rückzuges, und sowohl der Sieg als die Niederlage wurden durch einerley Ursachen bestimmt. Vorne konnte der König mit seinen Truppen, die in Masse giengen, die Pohlen nicht zum Treffen bringen, aber im Rücken fingen sie seine Zufuhren auf, und säbelten seine Partheien nieder. Sie besetzten die Pässe. Die ihm geschworen hatten, änderten ihren Sinn bey Erscheinung ihres Königs. Er beorderte also

alle Vorgerückte nach Warschau zurück. Er selbst verließ Jaroslaw mit der Hauptarmee, um sich bey Sendomir zu setzen. Es scheint, er wollte seinen Umkreis einschränken, um ihn besser zu bewachen, und die Weichsel zur Vormauer nehmen.

Die Pohlen unter Lubomirski und Czarnezki, welcher letztere ein guter Officier war, gingen bey Baranova über die Weichsel, um Sendomir vor den Schweden zu erreichen. Sie säbelten hier die schwedische Besatzung nieder. Diejenigen des Schlosses aber vertheidigten sich. Die Pohlen, uneingedenk des Schadens der ihrigen, zündeten die Stadt an, um das Schloß zu erobern. Der König war auf der andern Seite der Weichsel mit seinem Heere angekommen. Er gab, beym Anblick des Brandes, Befehl, das Schloß zu verlassen. Der Kommandant warf seinen Vorrath von Pulver in einen Keller, legte aber eine brennende Lunte daran, und setzte über die Weichsel. Die Pohlen verbreiteten sich mit unbesonnener Freude im Schlosse. Zwölfhundert derselben flogen in die Luft zum großen Vergnügen der zuschauenden Schweden. Der König jagte alles aus einander, was ihm den Rückweg versperrte; er schlug eine Brücke über den Sanstrom und über die Weichsel und zog nach Warschau.

Da die Pohlen erst zu Lowicz im Rücken des Königs standen, und sich dann nach Thorn zogen, so brach er auf und marschierte, in der Absicht sie zn suchen, über Rawa, Lowicz, Clodava, also im Umkreis fern von der Weichsel nach Thorn. Von hier detachirte er Steinbock gegen einige Pohlen bey Bromberg; Wittenberg beobachtete diejenigen bey Warschau. Man muß gestehen, daß die Eroberung sehr unvollkommen war.

Ich werde einer Begebenheit erwähnen, welche die Natur des nicht regenerirten Menschen darstellt, wenn er vom

Zwange der Gesetze frey nach seinen Lüsten Gewalt übt. Eine große Zahl solcher pohlnischer Edelleute, welche die Schweden Rebellen nannten, weil sie dem Könige Johann Casimir, und nicht dem Könige Karl Gustav anhingen, überfielen die pohlnische Stadt Wielun an den Grenzen Schlesiens, nach welchem Lande sie geflüchtet waren. Die schwedische Besatzung wurde niedergehauen, diejenige des Schlosses vertheidigte sich. In Verbindung mit den katholischen Bürgern, drangen sie in die Häuser, plünderten die Protestanten und hieben sonderlich die Deutschen in Stücken. Manche warfen sie nackt auf die Straße, wo der Pöbel sie mit Keulen todt schlug. Man zermalmte die Leichname, und die Schweine verzehrten sie. Welche ekelhafte Scene! — Weiber wurden zerstückt, Kinder mit Säbeln in vier Stücke zerlegt. Die Feder entsinkt meinen Händen. Die Freude vollendete den Greuel.

Auf die Nachricht einer schwedischen Hülfe flohen die Ungeheuer mit Raub. Man verfolgte sie, aber ohne sie einzuholen. Graf Warsowitz, welcher im Schlosse commandirte, fiel sogleich mit seiner Besatzung aus, nachdem sie abgezogen waren. Er legte die Stadt und viele Dörfer in der Gegend in Asche. Vielleicht rächte er an Unschuldigen das Verbrechen der Strafbaren.

Die Pohlen, immer ganz richtig beflissen, den Schweden auszuweichen und ihren Rücken zu beunruhigen, zogen wieder nach der Wartha, als der König zu Thorn angekommen war. Wrangel zog ihnen nach; die Pohlen diesem mit funfzehn tausend Mann unter dem thätigen Czarnezki entgegen. Bey Gnesen erfolgte ein Gefecht. Die Pohlen lagen in einem Walde versteckt. Das Gefecht dauerte vier Stunden; die Nacht trennte die Streitenden. Der Tag hatte den Sieg nicht entschieden.

Die Pohlen nahmen Bromberg ein, und säbelten alle

Deutsche auch in der Gegend nieder. Die letztere war durch eine holländische Kolonie bevölkert. Eben diese Grausamkeit wurde zu Lowicz gegen die schwedische Garnison, sogar die Kranken, verübt. Die Gefangenen brandmarkten sie an der Stirne. Es war entweder der Charakter der Zeiten oder derjenige der Nation, daß man das Unglück des Krieges durch unnöthige Grausamkeit erschwerte.

Von Thorn zog der König nach Elbing, wo ihn die Königin erwartete, welche aus Schweden angekommen war. Man muß gestehen, daß der Rückzug von Jaroslaw unweit den Quellen der Weichsel, bis nach Elbing, unweit ihrem Ausflusse, in weniger als zwey Monathen sehr beträchtlich war, und daß dieser leichte Krieg einer der wirksamsten seyn muß. In Elbing machte der König seinem Verdrusse durch ein Manifest gegen die von ihm abgefallenen Pohlen Luft, welche er Rebellen nannte. Vorher hatte sie Johann Casimir also benannt. Siegreiche Rebellen hören aber auf es zu seyn, und bekümmern sich wenig um Manifeste.

Das Manifest war sehr merkwürdig. Der König von Schweden wußte vollkommen, daß man durch Theilen herrsche. Er verordnete, daß derjenige Edelmann, welcher einen rebellischen tödtete oder ihn lebendig der schwedischen Macht überlieferte, die Güter dieses Rebellen erhalten sollte. Es fehlte nur die Macht, die Belohnung zu realisiren; denn in Pohlen war seit dem Rückzuge eine andere entstanden, das Gegentheil zu thun. Die Versprechungen der Schwächern machen keinen Eindruck.

Etwas nicht sehr politisches, und welches man der Leidenschaft zuschreiben muß, war ein Aufruf an die Bauern, welcher eine allgemeine Ermordung der Edelleute zur Folge haben konnte, weil der große Haufe nie unterscheidet, und einmal

entfesselt, in seiner Wuth keine Grenzen kennt. Der König von Schweden gelobte jedem Bauer, welcher den Kopf eines rebellischen Edelmanns einliefern würde, die persönliche Freyheit, auch für seine Nachkommen an; ferner den freyen Besitz seines Guts, entzogen aller Dienstpflicht auf immer; und auch die Einkünfte des adelichen Guts, uneingedenk der Hinterlassenen, auf sechs Jahre. Einem jeden Bauer, der bey diesem Werke mithelfen würde, versprach er ebenfalls Befreyung von der grausamen Leibeigenschaft, und den freyen Genuß des Stück Landes, worauf er wohnte, ohne alle fernere Dienstpflicht.

Der König, den wahrscheinlich seine Wuth blendete, bedachte nicht, daß der Leibeigene seinen Zustand liebt, weil er durch ihn der lästigen Mühe des Selbstdenkens und Selbsthandelns überhoben wird; eine sorglose Hingebung, welche der zum Thiere herabgewürdigte, so wie der aus dem Thiere noch nicht entwikkelte Mensch über alles liebt. Letzterer gehorcht der Impulsion der Natur, ersterer derjenigen seines Herrn.

Er bedachte nicht, daß Leute, die nicht lesen können, sein Manifest nicht lesen würden; daß es nur zur Kenntniß der einzigen Klasse gelangte, welchen es den Untergang drohete. Da bey dem Adel die gesetzgebende Macht war, so gab der König zu erkennen, er wolle sich über diese erheben, sobald der Sieg ihm die Herrschaft erworben hätte; denn der Verfassung gemäß durfte er ohne den Adel, welcher ein gemeinschaftliches Interesse hatte, sie zu verhindern, nicht dergleichen Einrichtungen verfügen. Die ihm Ergebenen mußten also selbst durch die Mittel seine Gegner werden, welche er anwandte, diese zu sich zu bekehren.

Nach einigem Schriftwechsel mit der Stadt Danzig und

einem kleinen Kriege um dieselbe, brach der König den 19ten März mit seinen etwas erfrischten und ergänzten Völkern auf, den General Czarnezki zu suchen, dessen Geschicklichkeit stets seinen Aufenthalt verbarg. Man behauptete, er sey gegen Warschau gezogen, welches wirklich belagert wurde, und welches Wittemberg vertheidigte. Krakau war ebenfalls noch unter Würz von den Schweden besetzt; die Pohlen blokirten den Platz, die Schweden waren glücklich in ihren Ausfällen. Da der König von Pohlen Cosaken und Tatarn zur Hülfe gerufen hatte, so wurde das Land verheert. Der pohlnische Plan ging dahin, bey Krakau ein verschanztes Lager zu errichten. Der König und Czarnezki, oder vielmehr Czarnezki und der König, sollten mit sammt der tatarischen Hülfe gegen den König von Schweden zu Felde liegen. Die Pohlen um Warschau waren stark 30,000 zu Pferde und 5000 zu Fuß, nebst einiger Artillerie. Nach mehrern fruchtlosen Stürmen mit Tapferkeit unternommen, wurden sie mit Tapferkeit zurückgeschlagen. Sie kosteten den Pohlen fünftausend Mann. Durch einen Hauptsturm mit vierzigtausend eroberten sie die Vorstädte und die Außenwerke. Man kapitulirte, weil man sich nicht mehr vertheidigen konntr. Die Pohlen ließen die Besatzung gehen; behielten aber die vornehmsten Officiere, wahrscheinlich als Geißel, weil Karl Gustav seine Gegner für Rebellen erklärte.

Der Churfürst von Brandenburg schrieb an den König von Pohlen, um seinen Bund mit Schweden, oder vielmehr seine Huldigung dieser Krone, welche ein Abfall von Pohlen war, durch die Gewalt der Umstände zu rechtfertigen. Der König von Pohlen nannte dieß mit vieler Heftigkeit in seiner Antwort einen Verrath. Wir können nicht umhin, in dem Betragen des Churfürsten einige Geschicklichkeit zu entdecken; denn indem

er die lange hergestammte Abhängigkeit zerriß, so konnte er leicht sich der neuen bey günstiger Gelegenheit entziehen, welche die Gewalt ihm nur aufgebürdet hatte; einziges Mittel, um zur Souverainität dieses Landes zu gelangen.

Der König von Schweden, weil er Hülfe brauchte, errichtete ganz auf gleichem Fuß zu Marienburg ein Bündniß mit dem Churfürsten, welches bewieß, daß das Glück seiner Waffen entflohen war.

Der König und der Churfürst mit ihren Heeren rückten vereint bis zum Bug vor. Der Churfürst machte die Kolonne zur Linken, der König zog zur Rechten. Drey Meilen trennten die Brandenburger von den Schweden.

Die Pohlen, denen es nie an Beurtheilung im Kriege gefehlt hat, wollten sich zwischen beyde Heere werfen. Sie gingen über den Bug bey Wiszkow; allein Karl Gustav, stets wachsam gegen einen Feind, welcher stets auf Ueberfälle sinnt, eilte ihnen mit 2000 Dragonern, damals reitende Infanterie, und einigen Kanonen nach, weil sie seinem Lager schon vorbeygekommen waren. Die gut benachrichtigten Pohlen entgingen ihrem Untergange zwischen zwey feindlichen Haufen, und entkamen glücklich wieder über den Bug.

Sey es, um diese Kühnheit zu bestrafen, oder um eine Demonstration auf dem östlichen Ufer der Weichsel zu machen, weil er den Krieg auf das westliche verlegen wollte: der König ging mit der ganzen Armee über den Bug, welcher so wie die Weichsel sehr angeschwollen war. Man benachrichtigte ihn, die Pohlen wären auf die Nachricht seines Marsches sämmtlich über die Weichsel gegangen und erwarteten ihn in einem verschanzten Lager bey Praga, gegenüber Warschau. Es wird gesagt der französische Gesandte beym Könige von Pohlen habe sich zum Churfürsten verfügt, und zuerst diese Nachricht gegeben.

Der König formirte die Schlachtordnung nach Gustav Adolphs Grundsätzen und warf die feindlichen Vortruppen zurück. Gefangene sagten aus, die Pohlen wären zweymalhunderttausend Mann stark; zwanzigtausend Tatarn wären so eben zu ihnen gestoßen. Die Schweden haben sie, nach der Zahl ihrer Fahnen berechnet, auf hundertfunfzigtausend Mann geschätzt. Das schwedische vereinte Heer betrug nur den fünften Theil dieser Zahl. Demungeachtet entschloß sich der König, die Schlacht zu wagen, weil Kühnheit und Geschicklichkeit die Zahl ersetzt, und weil ein Rückzug bey dieser Gelegenheit seinen Angelegenheiten, sehr nachtheilig gewesen wäre.

Am 28 July begann die berühmte Schlacht vor Warschau. Der König rückte bis innerhalb des Gesichts der pohlnischen Verschanzungen. Der Vortrupp scharmuzierte, die Pohlen kanonirten. Die Nacht machte beydem eiu Ende.

Um drey Uhr den andern Morgen wurde wiederum kanonirt. Die Tatarn als geschickte Krieger, deren Eroberungen Europa in Zukunft vielleicht erliegen wird, hatten sich in der Nacht, bedeckt von einem Walde, um die schwedische Armee herumgezogen, und fielen mit Tagesanbruch im Rücken derselben die Reserve an, welche General Horn kommandirte. Die Stärke der Gustavischen Linie, in welcher die Reuterey, sonst ein leichtes Spiel der Tatarn, stets durch die unter sie gestellten Schützen Pelotons beschützt wurde, die Stärke der mit Piken bewaffneten Fußvolks-Kolonnen, konnte allein den wüthenden Angriffen der Tatarn widerstehen. Dennoch war die Gefahr des Einbrechens und folglich der Vernichtung der schwedischen Armee groß. Die Tatarn allein fochten im Rücken der schwedischen Armee an diesem Tage; die Pohlen begnügten sich, die Fronte zu kanoniren. Man bemerkte, daß die pohlnische Artillerie mehr Wirkung that, weil sie von zwey Höhen auf

die Schweden herabschossen. Wahrscheinlich waren diese Höhen rasirend. Es ist leichter zu treffen, wenn man den ganzen Körper, vom Kopf bis zu Fuß, als wenn man nur den obern Theil desselben sieht.

Gegen Abend machte jedoch der König eine Bewegung mit seinem rechten Flügel, um die linke Flanke der Pohlen herum, ihnen in den Rücken; ein sehr kühnes Manöver, welches beym Mißlingen, die Weichsel und das vom Feinde besetzte Warschau im Rücken, keinen Rückzug übrig ließ. Die Pohlen selbst waren besorgt, von ihrer Hauptstadt und ihrem Hauptflusse abgeschnitten zu werden; sie verließen daher ihre Verschanzungen um so mehr, da der linke Flügel ihrer Gegner unter dem Churfürst von Brandenburg das Manöver unterstützend avancirte. Das Manöver war demjenigen bey Crefeld höchst ähnlich.

Der Rückzug der Pohlen geschah hinlänglich früh, um auf der Ebene sich wiederum aufzustellen und zu kanoniren. Es scheint, daß eine Parthey Tatarn zwischen beyde Treffen auf dem linken Flügel oder zwischen beyde Corps mit ihren Speeren einliefen; denn dieß erhellet nicht deutlich aus den Nachrichten der Geschichtschreiber. Sie wurden aber umringt, und sämmtlich umgebracht.

Am Abend zog sich der König wiederum in seine vorige Stellung, weil er die neue zwischen der Weichsel und den Pohlen zu gewagt halten mochte. Die Pohlen nahmen wieder Besitz von ihren Verschanzungen. So endigte der zweyte Tag einer dreytägigen Schlacht.

Eine Umgehung der rechten Flanke der Pohlen entschied den Sieg der Schweden am dritten Tage. Die Armee marschirte mit linksum, wie die Preußen bey Kollin. Die Pohlen kamen heraus, um den Zug zu beunruhigen. Einige tausend

warfen sich vorn in einen Wald, General Sparr trieb sie heraus. Die Kanonade der Pohlen beunruhigte nicht den Marsch. Es scheint, man antwortete darauf schwedischer Seits durch Batterien, wovon eine die andere ablößte. Sparr, während die übrigen links zogen, begnügte sich nicht mit der Eroberung des Waldes; er setzte noch diejenige des verschanzten Berges hinzu. Das Geschütz in den Schanzen fiel ihm in die Hände. Er rollte damit die ganze Linie der Pohlen auf. Sie flohen in zerstreueten Haufen. Die Bagage und zehn Stück wurden die Beute der Sieger. So endigte die Schlacht. Karl Gustav war dabey in großer Gefahr. Da er als Feldherr den Soldaten das Beyspiel gab, so mischte er sich am zweyten Tage unter die Tatarn. Einen Stoß mit einer Pike parirte er mit dem Degen. Einen Tataren, der ihm in den Zügel griff, erschoß er mit dem Pistol.

Eine Schanze an der Weichselbrücke rettete die Pohlen. Sie wurde sogleich von den Siegern erstürmt. Die größte Zahl der Pohlen war aber schon hinüber, und verbrannte die Brücke. Der Rest wollte durch den Fluß schwimmen. Viele ersoffen, viele wurden im Wasser erschossen. Man machte nur achtzehn Gefangene; man rief: „Kapitulation von Warschau," welche die Pohlen nicht gehalten hatten, wenn jemand um sein Leben bat. Immer ist es eine Freude für den Menschen, einen Vorwand zur Grausamkeit zu finden.

Die Kanonade der Schweden vertrieb die nun geschreckten Pohlen vom entgegengesetzten Ufer der Weichsel. Der König floh mit seiner Familie und seiner Armee aus seiner Hauptstadt, welche die Schweden besetzten. Man fand noch dreyßig Kanonen. Der Verlust der Schweden war sechshundert, derjenige der Pohlen viertausend Mann. Die Pohlen wurden mit der Reuterey auf beyden Seiten der Weichsel verfolgt.

Aus Krakau, welches die Pohlen noch immer blockirten, machte der schwedische General Würz einen glücklichen Ausfall. Nur Czarnezki trübte die Freude des Sieges. In den letzten Tagen des July legte er sich bey Lowiz in einen Hinterhalt. Ein Detaschement von tausend Reutern und fünfhundert Dragonern wurde gegen ihn abgeschickt. Diese Reuterey gieng in den Wald; Czarnezky umringte sie; nur drey und dreyßig entkamen; der Rest fand den Tod. Czarnezky säbelte gleich darauf zwey andere schwedische Partheyen nieder; er, welcher allenthalben war, und sich gleichsam vervielfältigte. Erst eine Verstärkung von einigen hundert zu Pferde und zu Fuß, welche unter einem Obersten Krakau suchen sollten; zweytens der Graf Bresowitz mit funfzehnhundert Mann, welcher die Stadt Kalisch, belagert von den Pohlen, entsetzen sollte. Dieser wurde zwischen Posen und Kalisch überfallen, umringt, niedergemacht, er selbst erschlagen. Ganziewsky schlug sogar neun Regimenter, fünf brandenburgische, vier schwedische, in Lithauen an der preußischen Grenze aus dem Felde. Sie verloren ihr Geschütz und einige hundert Mann.

Der König von Pohlen sammelte bey Lublin wiederum ein Heer von vierzig tausend Mann. Zwanzig tausend desselben waren Tatarn. Seine Absicht war, nach Preußen zu gehen, um Danzig zu entsetzen. Die Danziger rüsteten etwas aus, ihm entgegen zu kommen.

Sein Zug, vielleicht gedacht, war sogleich siegreich. Lenzicz und Conim wurden mit Sturm eingenommen. Gewöhnlich verbrannten die Schweden die Stadt, um das Schloß zu vertheidigen; gewöhnlich hieben die Pohlen die Einwohner, absonderlich die Juden, in Stücken, zwey Gewohnheiten, welche nicht geeignet sind, ein Land in Aufnahme zu bringen.

Warschau wurde von den Schweden geräumt, die Werke

geschleift. Kalisch wurde ebenfalls zufolge des Sieges des Generals Czarnezky über Graf Bresowitz, übergeben. Der Zug Johann Casimirs nach Danzig wurde durch eine Kette von Siegen, sein Einzug in die dankbare Stadt durch einen Triumph verherrlicht. Seine mitgebrachte Armee von zwölf tausend Mann umschanzte das Dorf Langenau bey Danzig.

Der König von Schweden rückte gegen sie an, und sogleich zogen sie ab. Ihren König ließen sie in der Stadt. Czarnezky zog sie an sich nach Conitz. Hier begieng er seinen ersten Fehler, und der König von Schweden vernichtete hier eine seiner glänzendsten Thaten. Er überfiel vier Quartiere des wachsamen Czarnezky, und richtete einige tausend Mann der pohlnischen Armee zu Grunde. Auf diese Siege folgte, als Vorbote derjenigen des Jahres, die Uebergabe von Conitz am ersten Januar 1657.

Czarnezky rieth seinem Könige Danzig zu verlassen und sich in seiner Armee zu zeigen. Die Abwesenheit eines nothwendigen, wenn gleich nicht selbstthätigen Sinnbildes der Autorität werde den pohlnischen Adel wiederum mit neuem Muthe beleben; mehrere tausende würden sich unter seinem Panier versammeln. Dieser König aber beschäftigte sich zu Danzig mit der Verheerung seines Landes. Aus dem Lager bey Langenau schickte er Partheyen ab, welche allenthalben alles verwüsteten. Czarnezky zog über die Weichsel, weil er sich auf der audren Seite des Flusses nicht halten konnte. Nach mehrern obscuren Grausamkeiten, von beyden Seiten verübt, von beyden Seiten bestraft, Mord, Brand, Plünderung, Nothzucht, Gurgelabschneiden, welche der Natur so geläufige Verrichtungen zu seyn scheinen, allenthalben, wo diese Natur sich selbst überlassen bleibt, drang Czarnezky mit einem zusammengerafften Haufen bis Danzig vor, in der Absicht, seinen

König aus einer Stadt zu entführen, deren Gastfreyheit die geliebte Unthätigkeit dem Monarchen noch werther machte. Den Marsch mit diesem Könige ließ er durch einen falschen Angriff auf den König von Schweden bey Marienburg decken.

Der Einbruch des Fürsten Ragotzky von Siebenbürgen vollendete die Verwirrung in Pohlen. Der erste Erfolg war die Aufhebung der Blokade von Krakau, welches Würz, wie er sagte, nicht eher übergeben wollte, bis eine Maus einen Ducaten kosten würde. Es gab nun in Pohlen eine moscowitische, eine schwedische, eine siebenbürgische und eine pohlnische Parthey. Bey einem sinnlichen Volke muß der Wechsel der Partheyen sehr schnell seyn, weil es der Sinnlichkeit — Rohr vom Winde bewegt — an haltbaren Principien fehlt.

Da der König von Schweden die Stadt Danzig nicht verbrennen konnte, so versuchte er es, sie zu ersäufen. Es wurde ein Damm der Weichsel durchstochen in einer Gegend, da das Wasser überhöhet, weil das Land ihm abgenommen ist. Zwey Gräben und eine Mühle, welche die Danziger sogleich anfertigen ließen, leiteten die Ueberschwemmung wieder in die Weichsel, so daß die Absicht zugleich auch die Handlung blieb. Die Pest schien aber ein mehr wirksamer Bundesgenosse wie das Wasser, denn die halbe Stadt starb daran. Man mußte die Steuern mit Hausrath bezahlen, weil man kein Geld hatte. Dieser Hausrath wurde mit Gewalt unter der Fahne des Magistrats, welche den Raub sanctionirte, weggenommen; ein Beweis, daß eine merkantilische Oligarchie die härteste aller Regierungen ist.

Es war nun die Sorge des Königs von Schweden, mit dem Fürst Ragotzky sich zu vereinigen, Pohlen zu durchschneiden, damit der westliche Theil unterworfen würde. Die Zusammenstoßung geschah bey Jwaniska. Sie wurde durch

ein Freudenfeuer gefeyert, welches durch das Versehen eines Soldaten, der eine Kugel in den Lauf steckte, den Prinzen Adolph von Nassau in den Staub streckte.

Ich erwähne nicht eines Krieges der Moscowiter gegen die Schweden in Liefland und Litthauen, weil dessen Begebenheiten das menschliche Herz schänden, ohne den menschlichen Verstand zu ehren. Alles was die Grausamkeit lasterhafter und stupider Barbaren Verfluchtes zum Vorschein bringen kann, wurde von den Moscowitern verübt. Indessen wurden die Russen von den Schweden vernichtet, und ihr Czar kam allein wieder nach Hause.

Nur Dännemark machte aus Eifersucht dem König von Schweden eine gefährliche Diversion. Ich glaube, Karl Gustav wünschte sie, weil ihn der kleine Krieg mit den Pohlen, dieser stete Wechsel gegenseitiger Verwüstungen, ermüden mochte. Hier hatte er Gelegenheit mehr sichere Eroberungen von Dännemark zu erhalten, und diejenigen in Pohlen mit Anstand zu verlassen.

Der König von Dännemark rief die Aristokraten seines Landes zusammen, weil er zu seinen Rüstungen Geld bräuchte. Es wurde ihm hinlänglich bewilligt. Die Pohlen rühmten sogleich die Wichtigkeit der dänischen Hülfe. Es seyen wenigstens dreyßig tausend Mann und dreyßig Stücke, ferner eine mächtige Flotte. Ehe aber Karl Gustav die Pohlen los ließ, um die Dänen anzugreifen, versuchte er es, die Danziger auf das empfindlichste zu strafen, und sie desjenigen zu berauben, was Leute, wie sie, einzig und allein nur schätzen, nehmlich ihres Handels, folglich ihres Geldes. Er wollte die Weichsel zudämmen, und den Fluß zwingen, dem frischen Haf und nicht der Stadt Danzig seine befruchtenden Fluthen zu schenken. Es wurden zehn Schiffe mit Steinen in den Fluß

gesenkt, worauf die Danziger die Holländer auf ihre Seite brachten, und das Unternehmen für dieses mal durch Mittel hintertrieben, von welchen die Geschichte schweigt.

Es liegt uns hier nicht ob, den Zwist der Dänen mit den Schweden auseinander zu setzen, weil das wahre Interesse unter falschen Beschwerden verborgen wurde. Allein das Resultat müssen wir andeuten, weil es zur Entwickelung dieser Feldzüge gehört. Dännemark schützte Beleidigungen vor, um seine Eifersucht zu bemänteln, und der Neid erborgte die Sprache der Gerechtigkeit.

Der König von Dännemark wählte den Vertheidigungskrieg, weil er zum Angriff zu schwach sich hielt. Seine Armee bestand aus ein und zwanzig tausend Mann. Die erste Feindseligkeit war die Besetzung des Herzogthums Bremen. Ein anderer Theil dieser Armee blieb bey Itzehoe im Holsteinischen, unter den Befehlen des Generals Ranzau. Auf diese Nachricht verließ der König von Schweden Preußen und Pohlen und zog nach Stettin.

Zu Demmin musterte er seine Armee und fand sie stark neun tausend zu Pferde und vier tausend zu Fuß. Das Theatrum Europaeum nennt sowohl Officiere als Gemeine ein schwarzes schmutziges Volk, welches sehr begierig nach neuen Quartieren gewesen sey; wahrscheinlich weil in den alten nichts mehr zu nehmen war. Der Pfalzgraf von Sulzbach führte die Avant-Garde; der Feldmarschall Gustav Wrangel befehligte den Haupttrupp.

Der König von Dännemark war mit seiner Flotte nach Danzig gesegelt. Wahrscheinlich wünschte er den Krieg mit den Schweden bloß in Preußen zu führen, und glaubte, der König von Schweden werde thun, was der König von Dänemark wünsche. Als er aber den schnellen Marsch Karl Gustavs

långs der Seeküste nach Holstein erfuhr, segelte er so geschwind, als die Winde es gestatteten, nach dem Sunde zurück. Unterweges ließ er in der Insel Rügen einige Mannschaft aussteigen, welche ein Hühnerhaus und zwey Kirchen ausplünderten.

Bey der Ankunft der schwedischen Armee zu Möllen und Ratzeburg im Lauenburgischen verließen die Dänen, bestürzt über eine so plötzliche Erscheinung, das Herzogthum Bremen. Der König war von Stralsund bis Möllen in sechs Tagen marschirt. Er nahm das Lager bey Ottensen; nach Bremen detaschirte er mit 1800 Mann den General Wrangel, welcher das Land sich unterwarf. Der Feldzug gegen die Dänen war nur ein schneller Marsch, auf dem man den Feind vor sich her trieb. Bey Friedrichs-Odde endigte der Zug, weil das Meer ihm Grenzen setzte.

Mit Schiffen versehen wäre Karl Gustav sogleich vor Kopenhagen erschienen. Der König von Dännemark glaubte— gleich andern Monarchen, wenn sie keine Armee mehr hatten— seine persönliche Gegenwart sey allein ein Heer, und reisete nach Friedrichs-Odde. Er fand von seinem Heere nur noch sechs tausend Mann; die übrigen waren zersprengt oder gefangen; drey Provinzen verlohren.

Seine Bauern in Schleswig, Holstein und Jütland waren bessere Krieger wie seine Soldaten. Sie fingen im Rücken der Armee die Zufuhren auf nnd überwältigten die Partheyen. Von ihrer Art im Gebüsch Krieg zu führen, nannte man sie Schnaphähne. Eine Diversion in Pommern und Preußen, welche den König von Schweden nach diesen Ländern abrief, belebte mehr die Hofnung des Königs von Dännemark, als eine unentschiedene Kanonade seiner Flotte mit der Schwedischen und einige Succeffe in Schonen ihn trösteten.

Die Schweden aber, in Abwesenheit ihres Königs, standen

ruhig in einem verschanzten Lager vor Friedrichs-Odde und benutzten diese Ruhe durch fleißiges Einsammeln und Contributionen. Ihre Generale theilten untereinander die drey eroberten Provinzen, um die Erndte zu erleichtern und zu vermehren.

Da Friedrichs-Odde zur See nicht blokirt war, so konnte nur ein Sturm die Schweden zum Besitz dieser Festung führen. Karl Gustav, dessen Abwesenheit die Dänen einschläferte, schickte dazu aus Wismar den Befehl und die Disposition an Gustav Wrangel, welcher die Armee kommandirte. Der König hatte die Höhe des Walles und die Tiefe des Grabens durch Officiere erkundigen lassen welche in der Nacht an die Festung krochen.

Man formirte drey Attaken. Diejenige des rechten Flügels führte der Marschall Wrangel selbst, gegen zwey dem Wasser zunächst gelegene Bastionen. Der Fürst Anhalt wurde mit Kavallerie beordnet, da das Wasser untief war, die in dasselbe gepflanzten Pallisaden zu umreiten und der Festung in den Rücken zu kommen. De la Gardie führte die mittlere Kolonne, und General Beans die dritte, welche aus Reuterey bestand. Abgesessene Reuter sollten das Thor sprengen. Die Nacht verbarg die Anordnung; die Truppen erwarteten mit Ungeduld den Morgen zur Ausführung. Ein Haus in Flammen gab das Signal.

Die Spitze jeder Kolonne machten Zimmerleute mit Aexten. Sie bahnten den Weg durch die Pallisaden. Ihnen folgte ein Capitain mit funfzig ausgesuchten Kerlen zum besteigen der Bastione. Prinz Anhalt ritt durch die See, als aber das Wasser zu tief wurde, mußte er näher am Ufer durch abgesessene Reuter Pallisaden weghauen lassen. Er fand am Ufer eine Brigade dänische Infanterie, die er nieder reiten ließ. Dieser

vortreflichen Disposition und dieser tapfern Ausführung muß man hauptsächlich den Erfolg zuschreiben. Der Wall wurde erstiegen. Den mehresten Widerstand fand die Reuterey des linken Flügels, weil das Thor nicht sogleich gesprengt wurde. Der Rest der Besatzung flüchtete nach einer kleinen Verschanzung. Er mußte sich ergeben, weil die Winde keine schnelle Abfahrt nach Fühnen gestatteten.

Da Wismar im Mittelpunct seiner schwedischen und pohlnischen Angelegenheiten lag, so blieb der König von Schweden bis im Januar 1658 in diesem Ort, uud beschäftigte sich mit Unterhandlungen. Kaum war der Belt, welcher die dänischen Inseln vor seiner Eroberung schützte, mit Eis belegt, so wurde die Jahrszeit der Ruhe diejenige seiner kriegerischen Thätigkeit. Er zog seine Armee Fühnen gegenüber zwischen Hadersleben und Colding zusammen. Er selbst ließ das Eis recognosciren, und am 30sten Januar geschah der Uebergang.

Die Insel Bromsöe war der Sammelplatz. Man ging über, da wo das Wasser am breitesten war, weil die Breite die Schnelle des Stroms verminderte; folglich die Dicke des Eises vermehrte. Einige Kompagnien versanken jedoch in Gegenwart des Königs. Ein Oberst der Dänen, Genß, lieferte den Ankommenden ein hitziges Treffen, er wurde aber durch ein Mannöver des Königs in seinem Rücken umringt und mit seinem Korps gefangen. Die Macht der Dänen in diesem Treffen betrug fünftausend Mann, diejenige der Schweden zwölftausend. Sechzig Kanonen wurden erobert. Die Beute war sehr groß, weil man viele Güter aus den eroberten Provinzen nach der Insel Fühnen geflüchtet hatte. Die Magazine waren gefüllt. Einige dänische Reichsräthe wurden in Odensee gefangen, ein Verlust, wenn die Rathgeber des Feindes thöricht sind.

Die Niederlage erregte bey dem König von Dänemark den Wunsch nach Frieden. Der englische Gesandte, auf Befehl des Protectors, übernahm die Vermittelung. Karl Gustav nahm sie an, bestimmte einen Ort zu den Conferenzen, fertigte Pässe aus, vernachlässigte aber keineswegs mit desto größerem Nachdruck den Krieg fortzusetzen. Er hielt es für sicherer und rühmlicher, ihn durch einen vollständigen Sieg, als durch einen unvollständigen Frieden zu enden.

Ohnerachtet des Thauwetters, worauf aber sehr glücklich für die Schweden, sehr bald ein starker Frost folgte, ging der König mit der Armee, der Bagage, der Artillerie, über das Eis. Man rechnet die Länge des Weges zwölf Meilen, und in einem Zuge von Langeland bis Laland drey Meilen; eine Unternehmung, deren ungewöhnliche Kühnheit den Schrecken der Feinde vermehrte. Sie war die erste von dieser Art in der Geschichte. Sie ist die letzte geblieben.

Der König nahm den Weg über Langeland und Laland, weil die große Strömung im Belt das Eis unsicher machte. Er zog also über Swenborg und Rudköping in Langeland. Der Prinz von Baden mit der Reuterey mußte ihm in derselben Nacht des 5ten Februars folgen. Admiral Wrangel mit der Infanterie wurde eben dahin beordert. Gleich nach der Ankunft der Reuterey zu Rudköping am Morgen des 6ten Februars ging der König mit derselben drey Meilen übers Eis nach Laland. Hier übergaben die Dänen die Festung Nakskow mit 1600 Mann. Den 8ten ging der Zug nach Falster; der König rückte bis an die Fähre des Sundes, wo er die Infanterie unter Wrangel erwartete. Das Schloß Warburg auf dem seeländischen Ufer wurde sogleich von den Schweden besetzt. Man streifte bis Roschild. Der Schrecken hinderte die Vertheidigung. Er wurde durch das Bewußtseyn eines

ungerecht angefangenen Krieges vermehrt. Alles flüchtete nach Kopenhagen.

So wie das Eis die Eroberung von Holland in unsern Zeiten; so begünstigte es damals die Eroberung von Dänemark. Ein gewöhnlicher General hätte den glücklichen Umstand nicht benutzt. Man glaubte, die Rache werde um so strenger seyn, als sie gerecht war. Wrangel bemächtigte im Vorbeygehen sich vier Kriegsschiffe und 30 Gallioten mit 180 metallenen Kanonen, ohne die eisernen, und 1200 Mann besetzt. Als er am 10ten Februar zum Könige in Falster gestoßen war, setzte sich der Monarch gegen Kopenhagen in Marsch, in der Absicht, die Hauptstadt, deren Wassergräben zugefroren waren, mit Sturm zu erobern. Die Flucht vieler tausend Landleute vermehrte den Mangel, und die Kälte das Elend, welches der Schreck vor Annäherung der schwedischen Armee vollendete. Es mangelte an Wasser, weil alle Brunnen gefroren waren. Das Volk, welches stets den Unglücklichen Unrecht giebt, sprach davon, man müsse die Urheber dieses Krieges todtschlagen. Als der Sieger nur noch eine Meile von der Stadt entfernt war, der er sich in Schlachtordnung näherte, wurden abermals Abgeordnete mit Friedensbedingungen zu ihm geschickt. Sie forderten erst einen dreytägigen Waffenstillstand; der König antwortete, nicht zwey Stunden werde er zugestehn. Hierauf wurde man in der Angst über folgende Punkte einig, welche ferner in Roskild genauer bestimmt werden sollten.

Dänemark mußte an Schweden die Provinzen Schonen, Blekingen, Halland, die Insel Bornholm, das Amt Drontheim in Norwegen abtreten; dagegen gab Schweden den Dänen die eroberten Provinzen, das heißt das ganze übrige Reich wieder. Dieser Krieg entfernte also die Dänen aus der skandinavischen Halbinsel. Er begründete die Selbstständigkeit

Schwedens, statt das die Ritterzüge Gustav Adolphs in Deutschland durch Entvölkerung sie erschütterten. Dieser Friede wäre ohne die Vermittelung von England und Frankreich noch nachtheiliger für Dänemark geworden.

Karl Gustav wollte den Dank seiner Nation auf einem Reichstag empfangen, den er nach Gothenburg berief; ein edler Genuß den despotische Fürsten sich versagen müssen. Der Friede wurde zu Roskild geschlossen, und durch einige Prunkgastmähler gefeyert, indem der besiegte und der siegende König zusammen kamen. Die Großmuth des einen und der Schmerz des andern erhielten das Stillschweigen bey der Tafel.

Der Reichstag war ein Triumph. Die dankbare Freude der Nation äußerte sich in der Bereitwilligkeit, Subsidien und und vierzehntausend Mann Truppen zu bewilligen. Kaum waren die Geschäfte beendigt, so entriß sich dieser thätige Monarch den Armen seiner Gemahlin und reisete nach Deutschland ab. Er landete in Flensburg, und verlegte seine Truppen in das Mecklenburgische, wo sie viele vergebliche Klagen veranlaßten.

Als Dänemark den Krieg wieder zu suchen schien, um einen günstigern Frieden zu erhalten, war der König von Schweden der erste in der Ausführung. Er schiffte sich ein zu Kiel mit 4300 Mann Infanterie und 2970 Mann zu Pferde. Die Fahrt war sehr glücklich. Der König fragte einen Minister, wohin es gehe? Dieser antwortete, entweder nach Gothenburg oder nach Seeland; worauf der König erwiederte: er habe aus bloßer Milde dem König von Dännemark seinen Scepter und sein Land wieder gegeben, dafür habe dieser ihn von hinten angreifen wollen. Gott habe ihm bisher immer beygestanden. Hierauf wandte er sich gegen die aufgehende Sonne, und stimmte das Lied an: auf meinen lieben Gott u. s. w. Man

behauptet, bey der Abfahrt habe das Schiff des Königs allein den Wind gehabt, während die andern wegen der Windstille noch nicht segeln konnten.

Am 17ten August landete der König seine Truppen zu Corsöer in Seeland. Am 21sten stand er schon vor Kopenhagen. Er stellte sein Heer zwischen zwey Hügeln, deren höchsten er bestieg. Er erblickte die Vorstädte in Flammen und Zeichen zur Gegenwehr. Zwey Kanonenschüsse auf die Stadt, und drey aus derselben war der Anfang des Krieges.

Der König detaschirte ein Korps, um das Schloß Kronenburg zu belagern. Kopenhagen wurde belagert, aber auch vertheidigt, und zwar durch Ausfälle, die nicht selten glücklich waren. Eine umständliche Beschreibung dieser merkwürdigen Belagerung gehört aber nicht in diesen Abriß, sondern in die Geschichte der Feldzüge dieses Monarchen, welche man sich vorbehält. Am Ende wurde diese Hauptstadt durch eine holländische Flotte unter Opdam zur See, folglich auch zu Lande, entsetzt. Da auch eine englische Flotte zur Hülfe von Schweden erschien, so wie eine holländische den Dänen zur Hülfe gekommen war, so wurde das Jahr 1659 mit Negotiationen hingebracht, welche mit einem für den schwedischen Monarchen glorreichen Frieden endigten, der hierauf, um die innern Geschäfte nicht neben den auswärtigen zu vernachläßigen, zum schwedischen Reichstag nach Gothenburg reisete, und zu früh für den Ruhm seines Reiches im 37sten Jahre seines Alters durch ein Fieber der Welt entrissen wurde. Ein König, wie selten die Geschichte einen nennt.

Betrachtungen über Amerika.

Leise und unbemerkt löset sich hoch oben in der eisigen Region, schon vom Hauche der menschlichen Rede erweckt und belebt, der unbedeutende Schneeflocke, und reißt, stets schneller und gewaltiger der unendlichen Tiefe zustürzend, zum Gebirge erwachsen, in seinem Ungestüm tausende der Gebilde mit sich fort, die der Menschen sorgsamer Fleiß in langer Jahre Frist hinklebte an die Kolosse, die noch reden von der Kraft der Urzeit. So in der physischen, so in der moralischen Welt. Leicht und beweglich, wie die Schneedecke am Rücken der Berge, hangen die Gemüther der Menschen, gebunden an dem Boden, auf dem sie, auf dem ihre Väter fußten, wenn sie gleich schon lange dessen Schwanken empfanden. Die freudige, Befreyung verkündende Rede erschallt, und gewaltig stürzt von oben herab die Lavine, eine neue Welt hervorzurufen, die Gestalt der alten verkehrend. — Mehr als je wurde die Wahrheit dieser Bemerkung in der gegenwärtigen Zeit erkannt, welche unter der Last des Schneeklumpens seufzend, noch nicht vermocht hat, sich hervorzuarbeiten zu neuer fröhlicher Vegetation, auf den Trümmern der untergegangenen, und welche einzig hieran denkend oder auch nicht denkend, vielleicht versäumen möchte, den Eintritt einer andern nicht minder wichtigen Begebenheit gehörig zu beachten, von der uns hier zu reden erlaubt sey.

Wir sprechen hier nicht von der alten, und nach dem Dafürhalten einiger, veralteten Welt, sondern von der neuen, deren erst dreyhundertjährige Entdeckung, gleichzeitig mit der Vertreibung der Muhammedaner aus dem westlichen, und ihrer Ansiedelung im östlichen Ende von Europa, mit der Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst und der Reformation des Glaubens, in Verbindung mit diesen und mit der Auffindung des neuen Weges nach Ostindien, die alte Welt verjüngend, einen Mittelzustand der Schwäche und Halbheit zwischen der sogenannten Barbarey des Mittelalters und dem Kraftsysteme der neuesten Zeit hervorrief, der nun mit dem Untergange seines Repräsentanten, des Gleichgewichts von Europa, sein Ende erreicht hat.

Frey und unabhängig war von Anbeginn jeder Welttheil von dem andern geschaffen, durch weite Meere von ihm geschieden, mit einer andern Pflanzen-, einer andern Thierwelt begabt, andern Gesetzen der Temperatur und des Klimas unterworfen, und frey und unabhängig sollte ein jeder vom andern seyn, einzig getrennt und verbunden durch das alles umschließende Meer. Darum war es ein Frevel gegen den göttlichen Willen, das, was so sichtbar auf immer geschieden seyn sollte, zu niedern, irdischen Zwecken zusammenzuknüpfen. Darum waren diejenigen, welche einen andern Welttheil allein zu unterjochen sich zu schwach fühlten, genöthigt, einen dritten (Afrika) zu Hülfe zu rufen, um sich dessen köstliche Erzeugnisse zuzueignen. Darum war aber auch zuletzt ihr Bemühen vergeblich, dem Gange aller aus dem Osten entsprungenen Cultur, ja selbst der Strömung des beyde Halbkugeln trennenden Meeres zuwider, einen andern minder reinen, aber für sie lockender Strom, den des Goldes und Silbers, sich aus dem Westen zuleiten zu wollen. Denn mit der europäischen Bildung

hatten sie ihm auch das Schwert in die Hand gegeben, welches über kurz oder lang gegen sie selbst gezückt werden sollte, — und ward. Bald wurden ihnen nehmlich ihre eigenen Bundesgenossen ungetreu, und wollten im Gefühl ihrer Kraft, auch da ernten wo sie säten. So geschah es zuerst in St. Domingo, so werden diesem alle Antillen, mit Ausnahme des meist von Weißen bevölkerten Cuba folgen, welches nehmlich, merkwürdig genug, nach Clavigeros von Humboldt geognostisch bewährter Bemerkung, ehemals mit Florida und dem festen Lande zusammenhängend, nicht füglich zu Westindien gerechnet werden kann. So Peru, welches unter hundert Einwohnern nur zwölf Weiße zählt, wo die Erniedrigung der Urbewohner des Landes so weit geht, daß sie z. B. ein eignes Wort bildeten für den Geruch eines Menschen aus europäischem, aus afrikanischem und aus indianischem Blut, welchen sie wirklich bey Nachtzeit zu unterscheiden vermögen, so vielleicht auch Neu-Spanien und die südlichen Provinzen der vereinigten Staaten. Wie nun den Afrikanern die Amerikaner selbst folgten und folgen, welche mit ihren eigenen Waffen die europäischen bestreitend, auf eignem Boden fußend, bereit sind, die lange geduldete Schmach abzuwaschen, davon nachher. Jetzt zuvörderst von den Folgen jener unnatürlichen Verbindung, die das, was nie vereinigt seyn sollte, frevelnd zusammenknüpfen wollte.

Aufgebläht von der Kraft seiner neuen Eroberung, glaubte Spanien, die ganze Welt unterjochen zu können, und verlohr nach zweyhundertjährigem Kampfe darüber selbst seine frühern Besitzungen jenseits der Pyrenäen. Denn gierig sogen die Nachbaren aus ihm die rastlos strömenden Gold- und Silberadern, und formlos sank der Bleyklump des seiner besten Lebenskraft beraubten Kolosses in sich zusammen. Aber wie auf

dem einmal durch Trug erworbenen Nibelungenhort der Fluch ruhte, daß er fortzeugend stets Böses gebähre; so sollte auch hier das schnöde erworbene Gold keinem fruchten. Mit dem Reichthum erschien die Theurung, und in ihrem Gefolge die Armuth, genährt durch die, der Erwerbung großer Summen folgende Gleichgültigkeit gegen Gewinn, und die Unmöglichkeit, das sonst mit leichter Mühe verschaffte, das zum Leben nothwendige und nicht nothwendige, anders als durch Bietung noch größerer Summen zu erlangen. Aber neben dem dieser Zone nicht angehörenden Golde, erschienen noch tausend vorher nie gekannte Bedürfnisse aller Art, Krankheiten, deren Heilung wieder Mittel aus dem Lande, dem sie entsprungen, begehrte, und so erst die Auflösung der bürgerlichen, dann der gesellschaftlichen Ordnung, endlich die des ganzen Welttheils. Darum mußte auch das, was man bisher das Heiligste geachtet hatte, die Ehre des Fürsten, des Ritters, des Bürgers, des Handwerkers, ja sogar endlich die Religion verschwinden. Das, wofür man noch im Anfange dieses Zeitraums, wenn gleich in frevelndem Irrwahn, mit Freuden sein Blut verspritzt hatte, wurde jetzt gering geachtet. Es entstand unter der Larve vornehmthuender Toleranz und Humanität, ein geist- und gemüthloser Indifferentismus, die Glaubenskriege verschwanden, nicht mehr für eine Idee, nein, für etwas Reelles, für etwas ganz Gemeines schlug man sich, es gab Handelskriege. Wer das Recht haben sollte, das Frühstück, wer die Kleidung Europas zu liefern, dafür mußte das edelste, das köstlichste Blut fließen, denn man erlangte dadurch das, womit in der Hand, man auf den Markt gehn konnte, sicher alles, was man begehrte, feilschend zu erlangen. Hochmüthig im Genusse der Gegenwart, glaubte man indeß, auf die furchtsamen Alten zurückblicken zu können, die in engherziger Gewissenhaf-

tigkeit dergleichen Gewinn, ihn für Verlust achtend, vielleicht von sich gewiesen hätten. Doch die Täuschung währte nicht lange, furchtbar rächte sich die Vernachlässigung alter, gering geachteter Wahrheiten, zu denen man zurückkehren wollte, als es zu spät war. Denn mit der beginnenden Losreißung der neuen Welt trat die ursprüngliche, nur mit Flittern übertünchte Armuth der alten wieder ein, und statt des mangelnden Goldes begann von neuem die Herrschaft des Eisens, welche wieder die gänzliche Trennung vollendend, das schon zu lang geknüpfte Band zerriß, und Europa um so viel ärmer, unglücklicher und in sich zwiespaltiger zurückließ, als es drey Jahrhunderte früher in seiner Dürftigkeit, Barbarey und Zerstückelung gewesen war. Aber eben in der Art und Weise dieser Trennung erschien von neuem glänzend und herrlich, die, allen Frevel früh oder spät strafende Vergeltung. Wie durch die Erhebung des Handels über alles, veranlaßt durch die Entdeckung der neuen Welt, auch die alte in so schmähliches Elend versunken war; so mußte auch wieder grade der Handel die Veranlassung werden, zur Vernichtung des unnatürlichen Bodens, der ihn erzeugt, und durch Befreyung der einen die andre sich selbst überlassen, um, falls noch Lebenskraft in ihr wohne, sich aus der Asche zu verjüngen, während die erste frisch und jugendlich eine neue Laufbahn betrat. Aber um über diese unsre Gedanken vorzutragen, müssen wir erst einige allgemeine Betrachtungen über Klima, Wärmegrad, geographische und geologische Lage vorausschicken, den Einfluß derselben auf beyde Welten gehörig zu würdigen.

So wie in den mannichfachen Bewegungen der Erde mit ihrem Trabanten, der Sonne und unseres ganzen Sonnensystems, vorzüglich der Gegensatz des Nordens und Südens, die beyden andern Weltgegenden sich gleichsam unterordnend, den

Osten dem Süden, den Westen dem Norden zutheilend, hervortritt, so auch in den physischen und mithin auch in den moralischen Verhältnissen unseres Planeten und seiner Bewohner. Minder sichtbar erschien dieses noch wegen der Bedeutungslosigkeit des Nordens vor der Völkerwanderung, wo mehr der Gegensatz des Ostens, als Stellvertreter des Südens und als Wiege des Menschengeschlechts wie des patriarchalischen Lebens, und der des Westens, wofür später der Norden eintrat, als höchste Stufe der kriegerischen Ausbildung und der gesetzlichen Strenge, ausgesprochen in der römischen Weltmonarchie, beachtet wurde. Sichtbarer aber wurde dieser Gegensatz, sobald mit dem Sturze derselben, durch die eben berührte Weltbegebenheit, der Norden das ihm von der Natur angewiesene Princip der Herrschaft sich angeeignet hatte, nachdem er in das europäische Staatenbündniß getreten war. Denn kaum vergingen einige Jahrhunderte, daß auch hier, troz der Einheit des Stammes, der Sitte, der Verfassung und der Religion, der Zwiespalt hervortrat, der, gewaltig und in der Natur gegründet wie er war, auch zuletzt das allein noch übrig gebliebene, gemeinschaftliche religiöse Band zersprengte, und so den Norden und Süden auf lange Zeit hinaus wieder schied. Diesem Gegensatze gemäß, erschien nun mehr oder minder deutlich ausgesprochen, im Norden, das männliche, antike, republikanische, psychische Princip, das Reich der Philosophie und des Wissens, wie dem Süden das weibliche, moderne, monarchische, physische, das Reich der Poesie und des Glaubens, anheimfiel. Darum wohnte auf des Nordens kargem Boden, Handel, Freyheit, städtisches Gewerbe, Reichthum, sorgfältige Benutzung des gründlichen Wissens für die Gegenwart, verbunden mit einer gewissen schwärmerischen Sehnsucht nach dem Uebersinnlichem und dem Tode, wo man die nicht zu bannen-

den Zweifel endlich gelöst zu sehen hofte. Im Süden erschien hingegen neben dem Reichthum der Natur, die Armuth des, wenn gleich äußerlich schimmernden, dennoch dürftigen Daseyns, welches, wohl einzelner, vorübergehender Kraftanstrengungen, und scharfsinniger, aber unzusammenhängender Entdeckungen fähig, einzig groß im Gebiete der Kunst, schwelgerisch der Fülle des Lebens genoß, und unbekümmert um ein dunkles Jenseits, froh und gläubig sich des hellen Diesseits erfreute.

So lagen schon schroff und starr von einander abgeschnitten, in der alten Welt die Gegensätze, nur in dem glückseelig und unglückseelig in dem Mittelpunkt gelagerten Deutschland etwas vermengt, nicht chemisch vermischt, als die neue Welt entdeckt wurde, welche zu einer höhern Ausbildung gelangt, für die Zukunft ähnliche Resultate versprach, und später auch lieferte, nur mit der Ausnahme, daß bey ihrer geringen Breite, ihr der alles verbindende Mittelpunkt, das Herz und Gemüth der alten Welt, Deutschland, dem noch itzt anzugehören unser höchster Stolz ist, völlig abging. Denn hier erschien ein lang und schmal von Norden gegen Süden gestrecktes, durch die Natur gleichsam in zwey Hälften geschiedenes Land, in dem sich übrigens gleiche Verhältnisse offenbaren zu wollen schienen, um so mehr, da durch einen wunderbaren Zufall, wenn es erlaubt ist, überhaupt einen anzunehmen, die Südvölker Europas, Spanier und Portugiesen, auch den südlichen Theil des festen Landes von Amerika einnahmen, während dessen nördliche Provinzen, dem kräftigsten Volke im Norden von Europa, den Briten anheimfielen. Nur entstanden hier mancherley Modifikationen andrer Art, durch die wunderbare Lage des Landes zwischen zwey Meeren, durch die gewaltige, dasselbe durchziehende Gebirgsfläche, welche neben der Längen- noch die Tiefendimension,

d. h. neben der geographischen Breite noch die beträchtliche Erhöhung des Bodens über den Meeresspiegel, in Anschlag zu bringen nöthigte, und endlich durch die, wenn es erlaubt ist Europa als das Mittelland der Erdfläche anzusehn, mehr westliche, und also nach unsrer Annahme, sich dem Norden nähernde Lage desselben. Modifikationen, durch welche, um uns so auszudrücken, der Norden hier tiefer als in Europa gegen den Süden hinabgerückt wurde, während dieser gleichsam überwunden, sich in geringere Breiten flüchtete. Aber so groß war die Gewalt der ganz naturgemäßen Trennung des Nordens und Südens, daß gleichsam unbewußt, mit ihr gleichen Schritt haltend, zwey sonst eben nicht genügsame Nationen, die Engländer nur bis zu einem gewissen südlichen Punkte, die Spanier bis zu der nehmlichen Stelle gegen Norden verdrängen, und, wenn auch unter südlicherer Breite, in der neuen Welt gleiche Gegensätze wie in der alten hervorriefen.

Diese also auch hier durchgeführten, und zum Theil auch nicht minder bewährt gefundenen Grundsätze, sind es nun, welche uns einzig einen Fingerzeig über die wahrscheinlichen künftigen Schicksale Amerika's geben können, und welche wir deshalb vorausschicken mußten.

Jetzt, nachdem sich das nördliche Amerika schon seit einem Menschenalter von Europa losgerissen hat, nachdem das, wie wir schon oben sagten, mit Ausnahme von Cuba, wahrscheinlich auf lange Zeit der afrikanischen Herrschaft unterworfene Westindien, seit zwanzig Jahren mit demselben im Kamf ist, sehen wir in den wärmeren Provinzen Amerika's, neben einem dahin verpflanzten europäischen Königsthrone, in Caraccas und Buenos Ayres die Fahne der Trennung aufgesteckt, welche sich mit Sturmesgewalt verbreitend, bald über das ganze Land flattern wird. Eine Trennung, welche, wie wir gezeigt

haben, zu tief im Verhältnisse beyder Welten begründet ist, um nicht binnen kurzem geschehn zu müssen, sollte sie gleich nach dem Dafürhalten einiger, zu ihrer Vollendung noch eines andern Ursprungs als der beyden eben erwähnten Punkte bedürfen.

Aber sogar in den Veranlassungen dieser Trennungen, die wir lieber Lösungen nennen möchten, da sie in der Natur gegründet sind, sogar hierin erblicken wir wieder den aufgestellten Gegensatz. Während der Norden des Landes wegen beschränkter Handels-Freyheit, erlaubter und nicht erlaubter, *) wegen gefürchteter willkührlicher Abgabenbeschwerung, sich vom reichen und blühenden Mutterlande lossagte, mit dem er in Handelsconcurrenz zu treten sich stark genug fühlte, wartete der Süden bis der Stamm seiner alten Beherrscher gänzlich vertrieben, bis die fremde Eroberung, in der er Gefahr für sein Heiligstes, für Religion ahndete, fast vollendet war, ehe er sich widerstrebend vom armen, verödeten Mutterland löste, es bis zum letzten Augenblicke unterstützend, und den aus demselben Flüchtigen seine Arme öffnend. Während der Norden in gewaltigem, erdumspannenden Handel, sich die republikanische Verfassung gab, als die ihm angemessenste, der er aus Flüchtlingen aller Nationen, aller Religionen und Sekten bestand, sehen wir den Süden, mächtigem Acker- und Bergbau

*) Es ist bekannt, daß das von Lord Bute im Versailler Frieden gegebene Versprechen, die Nord-Amerikaner am Schleichhandel mit den spanischen Provinzen zu verhindern, ein Versprechen, welches durch Großbritanniens eigene Marine, mit beyspielloser Treue erfüllt wurde, den Gewinn der Nord-Amerikaner und des Mutterlandes selbst beträchtlich schmälernd, die Haupt-Veranlassung der Gährung jener gegen dieses wurde. S. Büsch's Welthändel, dritte Ausgabe, S. 357 und 385.

sich ergebend, nur eine Nation, nur eine Religion in seinem weiten Bezirke anerkennen, und darum werden wir ihn auch nur nur unter der Herrschaft eines Einzigen, bloß in Monarchieen zerfallen sehn. Schon erblicken wir, einige Jahrhunderte anticipirend, in bunter Mischung, reiche, blühende Freystaaten an den schönen Ufern des St. Lorenz, des Ohio, des Delaware, des Potowmak, des Missisipi, des Rio del Norte, des Mermentas, und schöne, glänzende Königsthrone zu Rio de Janeiro, zu Buenos Ayres, zu Quito, zu St. Fe de Bogota, zu Havanna, und vor allem in dem herrlichen Mexiko, welches durch seine Lage auf der Höhe der St. Gotthardsstraße, in seiner Nähe die Produkte der kalten, der heißen und der gemäßigten Zone vereinigt. Mexiko, von dem Humboldt, dem wir fast einzig neben so vielem andern, die genauere Kenntniß Amerika's verdanken, mit Recht sagt: „Ein König von Spa„nien, der seine Residenz im Thale von Tenochtitlan (Mexiko) „aufschlüge, könnte seine Befehle in fünf Wochen nach Europa, „in sechs Wochen nach Asien und nach den philippinischen In„seln gelangen lassen.“ Eine Hindeutung auf Asien, deren Wichtigkeit, nebst der dadurch gesetzten Möglichkeit, Asien einst von Amerika aus europäischer Cultur theilhaftig zu machen, wir uns an einem andern Orte zu betrachten vorbehalten. Dort die Bedeutung Amerika's aus einem andern Gesichtspunkte, als dem hier aufgestellten, ansehend, wollen wir uns indeß freuen, daß sich unsern getrübten Blicken eine andre heitre Welt eröffnet hat, welche in schöner Eintracht und im Wechselbunde mit der alten, schützend und schirmend die von übermächtiger Gewalt Vertriebenen mit ihr tauscht, und den Ocean als Schranke für die Willkühr eines Einzigen setzend, die Freyheit Aller rettet, welche der von der Uebermacht des Lasters bedrängten Tugend vergönnt, ganz im Geiste unseres Glaubens

sie vor der Sünde des Selbstmords bewahrend, eine schönere Freystatt als im Alterthume zu erwählen, dem in gleicher Bedrängniß nur die verzweiflungsvolle Wahl zwischen dem Schwerte und dem Giftbecher blieb. Darum mögen sich sanft und still, nicht erst durch blutigen Kampf, beyde so nah befreundete Welttheile von einander lösen, die nur so lange verbunden waren, als es vielleicht das Heil beyder erforderte. Trennt gleich ein wildempörtes Meer beyde Welten, doch zieht sich hoch in den Lüften, wie die goldne Brücke des Friedens, im Glanze des Regenbogens, Ein gemeinschaftlicher, weltverbündender Glaube, durch den sie dorthin eingehn, wo jeder Gegensatz und jede Trennung sich ausgleicht in dem Einen und Ewigen.

Im July 1810.

Nikol. Heinr. Julius, Dr.

Von dem wesentlich verschiedenen Charakter der erotischen Poesie bey den Franzosen und Deutschen.

„Die größten Dichter waren die keuschesten. Welches Volk gab denn bisher die frechsten Gedichte? Gerade das, welchem beynahe gar keine andere glücken, das gallische, so wie Voltaire auch nur Einmal Dichter war, in der Pucelle. Rom, weniger dichterisch, und mehr frech, als Athen, gebar das Schlimmste erst unten im finstern Abgrunde des eingesunkenen Dichter-, Sitten- und Römer-Reichs."

(Jean Paul's Vorschule der Aesthetik rc. III. 708. f.)

Es giebt eine zwiefache Art der Selbstanschauung: die eine der eitelen, selbstgefälligen Eitelkeit und Thorheit, die in wollüstigen Kitzel oder in schlaffe Trägheit versinkend sich eigenes Verderben bereitet, wie nach der alterthümlichen Sage Narcissus, in eigene Schönheit verliebt, dahin welkte; die andere bestehend im Anschauen inwohnender Thatkraft, die eben dadurch hervorgerufen werden soll ans Licht und ins Leben, wie das Bewußtseyn oder das Selbstanschauen der Gottheit

besteht in lebendiger Offenbarung. So steigt der Redner herab von der Rednerbühne mit weit innigerer Ueberzeugung von der Wahrheit und Festigkeit seiner Gründe, als er in sich fühlte, bevor er jene aus der Tiefe seines Geistes durch die lebendige Kraft der Rede hervorrief ins Leben, und wie in Körpergestalten vor seine Anschauung hinzauberte. So soll ein jedwedes Volk, was es war und geworden im mühselig gerungenen Kampfe der Zeiten, was es seyn oder bleiben sollte in der Reihe der Dinge, sich oft und laut vorsagen, sich wiederholend erneuen, welches Erbe die Tugenden und Großthaten der Väter ihm hinterlassen zu getreuer Bewahrung, stets eingedenk seyn, welches Pfund ihm anvertrauet worden von dem erhabenen Weltgeiste, auf daß es getreulich mit demselben wuchere und nicht unnütz vergrabe im Schweißtuch. Schwäche, und am Ende der Tod, entspringen aus Trägheit und Unbekanntschaft des eigenen Werths; Muth und Selbstvertrauen gehen hervor aus Selbstkenntniß.

Der Nationen höchstes Gut und heiligstes Palladium, die festeste, unerschütterliche Grundmauer ihrer Dauer und Größe ist ihre sittliche Kraft. Untergräbst du aber diese, so ist der Sturz des Ganzen unvermeidlich; schneidest du, auch dem kraftvollsten Körper, die Sehnen und Flechsen entzwey, so erfolgt Lähmung und Tod. Daher war es von jeher Tyrannen-Politik, durch Entnervung und Abtödtung der Männerkraft das Selbstvertrauen, den Muth der Gegner zu ersticken, um desto ungehinderter die eigenen, herrschsüchtigen Plane in Ausführung zu bringen. Wie dereinst Dionysius, Tyrann von Syrakus, den Sohn des Dion, noch ehe dieser mannbar geworden, durch sinnliche Ausschweifungen und schändliche Wollüste zu verderben befahl, so daß der unglückliche Jüngling endlich in der Verzweiflung sich selbst vom väterlichen Hause herab-

stürzte; so untersagte Kyrus den Lydiern auf ewig den Gebrauch der Waffen und Leibesübungen, und gab Befehl, ihre Kinder in allen Künsten der Unzucht und Schwelgerey zu unterrichten, wodurch dieses starke und mächtige Volk in Weichlinge und Wehrlose umgewandelt und zu künftiger Empörung untauglich gemacht wurde. Dieselbe Kunst, ein Volk durch Wollüste zu entnerven und weibisch zu machen, gebrauchten, wie die Alten erzählen, Xerxes gegen die Babylonier, Aristodemus gegen die Kumaner, Sesostris gegen die Aegypter; ja selbst die größten Eroberer der alten Welt, die Römer, richteten durch Wollüste bey den unterjochten Völkern mehr aus, als durch die Kraft ihrer Waffen; „man schritt zu den Reizungsmitteln der Laster, zu Gallerien und Bädern und der feinern Pracht der Gastmähler, was von Unverständigen als Verfeinerung gepriesen wurde, da es nur ein Theil der Knechtschaft war.“ *)

Wie aber die Geschichte nicht ohne strengen Tadel vorbeygeht vor diesen Würgengeln der Menschheit, die ganze Völkerhaufen, dem finstern, verworrenen Spiel ihren Leidenschaften opfern; so hat sie gleichwohl nicht minder strenges Gericht gehalten und ihr furchtbares Wehe! ausgesprochen über jene Völker selbst, die ihres Adels so uneingedenk waren, daß sie der blinden Begier zum Werkzeug sich gaben, und wie kraftlos und wehrlos das Heiligthum der Menschheit sich entreißen ließen. Nur wer sich selbst verläßt, ist verlassen; was aber nicht geknüpft ist an äußere Gewalt, was fremder Willkühr nicht unterworfen werden kann, was abhängt nur von eigener Willenskraft, wer will es uns rauben? Jene Tyrannen konnten Könige ver-

*) Tacit. Agric. 21. Discessum ad delenimenta vitiorum, porticus, et balnea et conviviorum elegantiam; idque apud imperitos humanitas vocabatur, cum pars servitutis esset. Cf. Histor. IV. 64.

jagen, Staaten andere Verfassungen geben, neue Gesetze einführen, Plagen des Kriegs über Unschuldige verhängen, Furcht und Schrecken vor sich her verbreiten; aber so wenig sie Liebe zu erzwingen vermochten, so wenig vermochten sie den Völkern ihren inneren Stolz, ihre Nationaltugenden zu rauben, ihre sittliche Kraft zu unterdrücken, wenn diese anders den Nacken nicht freywillig unter das Joch beugten.

Auch wir sind ein unterjochtes Volk geworden; wir sind es aber geworden nicht sowohl durch der Waffen Gewalt, als vielmehr, wie schon früher der Fall war, durch Annahme und Einführung der Sprache, der Sitten, der Denkungs- und Empfindungsart des Auslandes, und wir werden es bleiben, so lange wir in dieser Geistesklaverey beharren. Welch' eine unglückselige Verblendung ein verständiges, besonnenes und gemüthvolles Volk zu solcher Selbstvergessenheit und Verkennung des eigenen Werths erniedrigen konnte, muß der Nachwelt fast unbegreiflich erscheinen; aber der Mitwelt ist zu wünschen, daß sie von dieser gefährlichen, Tod und Vernichtung drohenden Krankheit so bald, als möglich, genese. Was doch vermag das entschlafene Selbstgefühl wieder zu erwecken? Wann wollen wir zurückkehren von dem verderblichen Götzendienste des Auslandes und eingehen in das stillere, erhabnere Heiligthum der vaterländischen Größe, um auf den Altären desselben den Tugenden unserer großen Vorfahren zu opfern, der Aufrichtigkeit, der Treue, der Frömmigkeit, der Gerechtigkeit, Tapferkeit und Keuschheit? Siehe, es winken uns, ihr Andenken zu ehren und zu heiligen, unsere großen und starken Väter, und die ihren Fußstapfen gefolget, ihre würdigen Söhne und Enkel, die deutschen Heinriche, Rudolphe, Maxe, Friedriche, Moritze, Sickingen und Hutten, Tell und Dürer, Luther und Leibnitz;

und noch ist der alte Sinn nicht erstorben, noch lebt und regt sich altdeutsche Kraft und väterliche Treue in einzelnen Völkerstämmen, jenem Gemählde entsprechend, das Tacitus seinen entarteten Römern zum Tugendspiegel vor Augen stellte. So vieles vereiniget sich, das dem schlummernden Deutschen das: Erwache! laut ins Ohr ruft: wir stehen nicht mehr den fremden Nationen nach; unsere Sprache, unsere Literatur kann sich kühn neben jede andere, wo nicht über jede andere hinstellen; ein allgemeiner Geist des Strebens und Ringens nach dem Höheren ist unter uns lebendig; Thätigkeit und die regste Betriebsamkeit herrscht im Gebiete der Wissenschaften, der Künste, der Gewerbe und aller Zweige der edleren Menschencultur; an Aufklärung des Geistes und Herzens, nicht jener falschen, verrufenen des Scheins, sondern der ächten, des wirklichen Seyns, überragen wir die mehrsten Nationen Europa's. Darum o Deutscher, freue Dich Deines Vaterlandes, und scheue Dich nicht, Dich Deiner Deutschheit zu rühmen, wie Achilles sich rühmte, der Tapferste unter den Achaiern genannt zu werden. In der Anerkennung Deiner Vorzüge liegt Deine Freyheit! — —

Derjenige Theil der Literatur eines Volks, der mit der geistigen und sittlichen Bildung desselben im genauesten Zusammenhange steht, ist die Poesie. Je nachdem diese als eine Tochter des Himmels erscheint, oder als eine Irdische, mit verführerischen Reizen angethan, trägt sie entweder auf den goldenen Schwingen der Begeisterung die Leser und Hörer empor in die höheren Regionen der Urschöne, oder sie zieht die Gemüther zur Erde herab und lockt sie in die Irrgärten der Sinnlichkeit und der irdischen Vergnügungen. So wie der Charakter der Völker begründet wird durch Gesetzgebung und der Staaten Verfassung, aber auch dieser selbst hinwiederum

Bestimmung und Richtung giebt: eben so gehet die Poesie nicht allein aus den geistigen und sittlichen Anlagen eines Volkes hervor, und ist insofern Nationalpoesie, sondern wirkt auch auch wiederum mächtig zurück auf die Bildung der Masse, aus der jene Geistesfunken, wie vorstrahlende Leuchtsterne sich abgesondert hatten; so wie das Chaos das Licht und die Wärme gebahr, und das Licht zurückstrahlend jenes erleuchtete und erwärmte, und dessen weitere Entwicklung beförderte. Die Poesie ist demnach, Eins mit der Philosophie, die Bildnerin der Völker, die Aufklärerin des Geistes, die Führerin der Herzen und Gemüther.

Was aber das Gemüth des Dichters am mächtigsten ergreift und seiner Zauberkraft Stoff und Nahrung verleihet, sind jene erhabenen Ideen und Empfindungen, die das Irdische an das Himmlische knüpfen und im Endlichen das Bild des Ewigen und Einen erkennen lehren, Religion, Vaterland und Liebe. Wir übergehen hier erstere, und beschränken uns, unserem Zwecke gemäß, bloß auf letztere. Der Zauber der Liebe ist allmächtig und allgegenwärtig, aber eben deßhalb um so weniger gleichgültig, wie der Dichter, der Zaubermeister, diesen Stoff behandele, da sie auf alles Einfluß hat, was im Leben Schön und Heilig genannt werden kann. Darum schließt entweder der Sänger der Liebe das Heiligthum der himmlischen Urschöne auf, und Psyche spitzt die zarten Flügel, und das Leben gewinnt Bedeutung und Beziehung; oder er öfnet als irdischer Priester den Reigen schwärmender Leidenschaften und sinnlicher Lust, und Psyche, zur Materie herabsinkend, verliert, wie die alte Fabel lautet, ihre himmlischen Fittige, und das Leben leuchtet und verlöscht, wie eine Sternschnuppe. Schon die Alten unterschieden eine Venus Urania und eine Pandemos oder gemeine, eine himmlische Liebe und eine

irdische, und ehrten beyde mit Altären und Tempeln und Opfern. Sie selbst aber vermochten sich gleichwohl nicht loszureißen von der irdischen Göttin; ihre geistigen Triebe nahmen, wegen der ausserordentlichen Reitzbarkeit ihrer Seele, fast immer sinnliche Gestalten an, und die Gesetzgebungen begünstigten diese Verschmelzungen; nur wenigen, vorzüglich gebildeten Menschen gelang es, sich zu erheben zu einem ganz reinen und keuschen Dienste der Schönheit. Darum ist auch ihre erotische Poesie nur ein Kind der Erde, dem Himmel wenig verwandt, und das ganze Alterthum hat in seiner Sinnlichkeit seine Endschaft gefunden. Aber das Christenthum ist an dessen Stelle in die Welt eingetreten, mit ihm zugleich eine gerechtere Achtung dem weiblichen Geschlecht, und die Liebe, erhoben zum Grundgesetz der Religion, hat mit demselben erhabnere geistige Beziehungen erhalten. Wie nun haben die neueren Dichter diesem Ausströmen eines heiligen Geistes sich empfänglich gezeigt? Wer lehrt uns noch jetzt diese reine, keusche, himmlische Liebe?

Wenn bey näherer Untersuchung sich zeigt, daß in Behandlung dieser Empfindung Deutschlands Dichtern der Kranz gebühre; so muß dieß, wie jedes Deutschen Brust mit Freude und Hochgefühl beseelen, eben so Erweckung und Aufforderung für uns seyn, Reinheit des Sinnes, Zartgefühl und Schamhaftigkeit, Keuschheit der Phantasie und des Lebens, als die kostbarsten Kleinodien des deutschen Nationalcharakters auch fürderhin getreu zu bewahren. Die Musen der Dichtkunst sind die wahren Priesterinnen des heiligen Feuers der Vesta. „Ein Gegengift — sagt der F r i e d e n s p r e d i g e r Deutschlands — haben die Dichter in Händen, so wie das Gift auch: es ist die heilige Darstellung der höhern Liebe, welche, wenn nicht den Mann, doch den Jüngling lange beschirmt. Zeit bey der Jugend gewonnen, folglich Alter, ist Alles gewonnen, denn

die Jugend ging nicht verloren. In dieser Hinsicht haben wir unsern empfindsamen Romanen mehr zu verdanken, als die Franzosen ihren frivolen; unsere geben vom Lebensbaum, ihre höchstens vom Erkenntnißbaum. Aber welche schreibende Hand dem Beyspiel mit dem Buche, der Sünden-Prose mit der Sünden-Poesie zu Hülfe kommt, und welche die Verwundeten der Zeit vergiftet, nie werde diese Hand von der eines Freundes gedrückt oder von der eines Weibes angenommen!" *)

Die schönste Lobrede, die Deutschlands Dichtern der Liebe gehalten worden ist, hat einen Mann zum Verfasser, der mit der Literatur zweyer, der gebildetsten Nationen Europa's, Frankreichs und Deutschlands gleich bekannt, als gebohrner Franzose, wie als Mitbürger einer deutschen Stadt, allgemein die Achtung und Liebe genießt, die seinem Geiste und seinem Edelsinne zukommen, Karl von Villers. Schon in seiner, vom französischen Nationalinstitut gekrönten Preisschrift: über den Geist und den Einfluß der Reformation Luthers — trug er kein Bedenken, die Behauptung niederzuschreiben: „Die italienischen und französischen Literaturen besitzen einen Reichthum an Werken, in denen die Liebe, scherzhaft und leicht, dieses Kind der Höfe und großen Städte, mit der ausgesuchtesten Feinheit und Grazie behandelt ist; vergeblich würde man unter den Engländern und Deutschen so viele solcher angenehmen Geisteserzeugnisse suchen; ich möchte sogar sagen, daß die meisten derer, die sie noch besitzen, nur nachgeahmt und nicht auf ihrem eigenen Boden entsprossene Gewächse sind. Die Liebe dürfte sich bey ihnen nicht von der sinnlichen Begierde und der Wollust begleitet, zeigen. Ihre Boccaze, ihre Grecourt, ihre Lafontaine, ihre Bernarde selbst,

*) Friedens-Predigt an Deutschland, von J. Paul. S. 43.

sollen noch gebohren werden. Entstünden welche, man nähme sie kalt auf; und nicht durch die noch immer gemilderten Nachahmungen, die Wieland in dieser Gattung gewagt, hat er sich am meisten Hochachtung unter seinen Landsleuten erworben. Mit einem Worte, ihre Gesänge, ihre Romane, die ideale Welt ihrer Dichter, sind gänzlich von demjenigen verschieden, was sich bey ihren Nachbaren findet." *) — In dieser Stelle ist das Thema ausgesprochen, das der Verfasser bald nachher in seiner Abhandlung: Sur la manière essentiellement différente dont les poëtes français et les allemands traitent l'amour **) mit eben so vielem Scharfsinn als feinem Geschmack, und in seiner unbefangenen, geraden Manier, weiter ausgeführt hat.

Es war vorauszusehen, daß eben diese Unbefangenheit und Strenge, mit welcher Villers auch in diesem Theile der Literatur gegen seine früheren Sprachgenossen verfuhr, den Verehrern der französischen Poesie (im Mutterlande, wie den Affen in Deutschland) empfindliche Kränkung verursachen würde. Die einen haben ihm zum Vorwurf gemacht, über das, was Liebe sey bey den beyden Nationen, sehr schief und falsch geurtheilt zu haben, da doch in seiner Schrift nicht sowohl von der Liebe selbst und ihrem Wesen die Rede ist, als vielmehr von der Art, nach welcher die Dichter Frankreichs und Deutschlands sie als poetischen Stoff, größtentheils behandelt haben, und von dem Gesichtspunkte, von welchem aus sie dieselbe betrachtet. Andere

*) Essai etc. 3ème edit. 1808. p. 265. nach Cramer's Uebersetzung. S. 356.

**) Diese kleine Abhandlung zierte zuerst die Polyanthea, Taschenbuch auf 1807. von K. Reinhard herausgegeben; erschien sodann im Conservateur, 1807. Janv. p. 24. ff. Fevr. p. 192. ff. Mars p. 315. ff. mit Fragmens supplémentaires, 12me Cahier. p. 310—315.

haben ihn angeklagt, das Verdienst und den Werth der deutschen Dichter über die Gebühr erhoben zu haben; aber keiner dieser Kläger hat seine Klage mit Gründen und Thatsachen belegt und die Wahrheit ist so nur um so glänzender und unerschütterlicher hervorgetreten. Ja es hat sich vielmehr gezeigt, daß die vorzüglichsten Geister der französischen Nation, sobald sie vorurtheilsfrey und gerecht über ihre eigene Literatur urtheilen wollten, nicht anders konnten, als mit dem offenen Verfechter der Deutschheit an Einem Ziele zusammen zu treffen.

Die französische Poesie ist eine Schwester der italienischen, so wie die deutsche der englischen verschwistert; folgendes Urtheil also, welches die geistreiche Frau von Stael dem Lord Nelvil in ihrer Corinna in den Mund legt, steht hier ganz an seinem Orte: „Die italienischen Gedichte, heißt es da, — in denen die Liebe die Hauptsache ist, sind sehr reizend und voller Einbildungskraft; glänzende Gemälde von den frischesten und üppigsten Farben. Aber wo findet man jenes tiefe und zarte Gefühl, welches die Seele unsrer Poesie ist? Was können jene der Scene der Belvidera mit ihrem Gemahl im Otway entgegenstellen; dem Romeo des Shakespeare, und der bewundrungswürdigen Schilderung des Thomson in seinem Frühlinge, wo er das Glück der Liebe und der Ehe mit so edeln und rührenden Zügen mahlt. Giebt es eine solche Ehe in Italien? Und kann da, wo es kein häusliches Glück giebt, wohl Liebe gefunden werden? Ist nicht dieses Glück das Ziel jeder wahren Liebe, die aus dem Herzen kommt, wie der Genuß der bloß sinnlichen? Sind nicht alle Frauen, die jung und schön sind, einander gleich, wenn nicht die Eigenschaften der Seele und des Geistes den Vorzug bestimmen? Und welchen Wunsch erregen diese Eigenschaften? Den der Ehe, d. h. der Gemeinschaft aller Gefühle und Gedanken. Selbst die unrechtmäßige

Liebe ist bey uns, wenn sie einmal statt findet, noch gewissermaßen ein Nachbild der Ehe; die Seele sucht auch da in dem andern jene innige Befriedigung, die sie in sich allein nicht finden kann; ja die Untreue selbst ist sittlicher in England, als die Ehe in Italien.“ *)

In einem Cours de Littérature française, der ohnlängst erschienen ist, sieht sich der Herausgeber, der Abbé de Lévizac genöthigt, folgendes naive Geständniß abzulegen: „Mit Verdruß bemerken wir, daß der Epikureismus, auf welchen die erotischen Poesien (der Franzosen) begründet sind, uns nicht erlaubt hat, eine große Anzahl derselben aufzunehmen; vielmehr gebot uns die den guten Sitten schuldige Achtung, alle die Stücke zurückzuweisen, die jene beleidigen könnten, so sehr auch sonst die Zierlichkeit, die Grazie, die Feinheit derselben Lob verdienen mögen. Und trotz dieser Abkürzungen fürchten wir dennoch, daß wir Einigen noch nicht streng genug gewesen seyn mögen; allein so wie es uns nicht möglich war, diese Dichtungsart ganz auszulassen, so muß man es uns doch einigen Dank wissen, daß nichts, die Sitten Beleidigendes, aufgenommen worden, indem wir nur solche Stücke gesammelt haben, die weiter nichts, als ein Spiel des Geistes sind, ein Einfall flüchtigen Muthwillens, oder jener Formeln der Galanterie, die den französischen Sitten eigenthümlich sind.“ **) Und begehrt man zu wissen, was unter dieser Galanterie, die, Lévizac zufolge, den Nationalsitten Frankreichs so eigen ist, zu verstehen sey, so erläutert der Verfasser des Geistes der Gesetze sie also: „Unsere Verbindung mit den Frauen gründet sich auf das an die Vergnügungen der Sinne geknüpfte

*) Corinne ou l'Italie. T. I. p. 276. nach Schlegel's Uebers. Bd. II. S. 26. ff.

**) Cours de Littérature française, 1807. T. I. Préface p. 9. et 10.

Glück, auf den Reiz, zu lieben und geliebt zu werden, und auf das Verlangen, ihnen zu gefallen. Dieses allgemeine Verlangen, zu gefallen, erzeugt die Galanterie, die feine, die leichte, die immerwährende Lüge der Liebe.“ *)

Selbst der berühmte Herausgeber des bekannten *feuilleton*, das dem Journal de l'Empire angehängt ist, so sehr er sich sonst als einen heftigen Gegner der deutschen Urtheile des Herrn von Villers und Anderer gezeigt hat, läßt seiner geübten Feder eine Bemerkung entschlüpfen, die des Bemerkens sehr werth ist. In seiner Anzeige der Tragödie Omasis citirte er ohnlängst **) ein kleines, ziemlich freches Gedichtchen auf die Hungersnoth, die während der Belagerung von Paris durch Heinrich IV. diese Stadt verheerte:

„Mon Dieu, le bon tems que c'étoit
A Paris, durant la famine!
Filles et femmes l'on avoit
. . . .
La plus belle ne se vendoit
Qu'un demi-boisseau de farine . . . etc.“

„Dieses Triolet, — fügt Mr. *Geoffroy* hinzu — ist, ich gestehe es, mit sehr leichtfertigen Gedanken beschmutzt, die ich weit entfernt bin, zu billigen, die aber die Freyheit unserer leichten Poesie von jeher geduldet hat. (mais que la licence de notre poèsie légère a toujours tolérée.) Aber Herrn Geoffroy fürwahr wird man die Kenntniß der Sitten und Gebräuche des französischen Parnasses nicht absprechen wollen, und seinem Ausspruch in dieser Hinsicht Glauben beyzumessen, keinen Augenblick Bedenken tragen.

Abgesehen übrigens von dem hohen Werthe, den die Behandlung

---

*) Esprit des loix. Liv. 28. ch. 22.

**) Le 12 Fevrier. 1810.

dieses Gegenstandes von Villers, worauf wir jetzt wieder zurück kommen, schon an sich selbst, hat und in Bezug auf den Charakter der beyden Nationen, so muß doch auch das Verdienst noch mit in Anschlag gebracht werden, daß eine solche Untersuchung bisher noch von Niemanden angestellt worden war. Es giebt im Französischen viele Tractate und Abhandlungen über die Liebe, von Gillet's Triomphe de l'amour honneste *) an, bis auf das Werkchen des Chevalier de Boufflers, worin er sagt:

Raisonner sur l'amour, c'est perdre la raison;

aber keiner hat die Liebe als poetischen Stoff betrachtet. Die Marquise de Lambert schrieb eine kleine Schrift, die Anfangs unter dem Viel versprechenden Titel einer Métaphysique d'Amour erschien, **) in einer andern Sammlung ihrer Schriften aber ***) unter der bescheidenern Aufschrift Réflexions sur les femmes aufgenommen worden ist. Das Werkchen ist mit sehr viel Geist und Feinheit geschrieben, und es herrscht darin eine sehr reine Empfindung, man möchte sagen, eine nur zu reine für den gemeinen Haufen der Leser. Darum fällt auch ihr Pariser Kritiker in dem Journal des Savans (1730) das Urtheil, sie habe eine Metaphysik der Liebe entworfen, welche zu lesen wahrscheinlich eben so viel Vergnügen gewähren werde, als sie Mühe gekostet habe, sie zu verfertigen. In der

---

*) Triomphe etc. par M. Gillet, conseiller du Roy, en 1642. 3 Vol. in 4.

**) à la Haye, chez Gausse et Néaulme 1729. 6 Vol. in 8. p. 55. ff.

***) Londres 1730. Diese Sammlung enthält auch einen Brief der Mad. de L. à Mr. de St. Hyacinthe. Eine spätere Sammlung ihrer Werke erschien 1764. — Hieher gehöret auch: Recueil de div. écrits sur l'Amour et l'amitié etc. Paris, 1736. 12. worin unter andern ein Brief: sur l'amour et l'amitié à Mme. la Duch. de ... par Saint-Hyacinthe.

That bringt die geistreiche Marquise auf eine durchaus platonische und mystische Liebe; sie klagt über die böse Gestalt, die die Liebe in Frankreich angenommen habe. „Die Männer — sagt sie — haben eine Kunst, zu gefallen, daraus gemacht, und diejenigen, die sich darauf geübt und es darin zu einer großen Fertigkeit gebracht haben, beobachten nur gewisse bestimmte Regeln, wenn sie sich an schwache Personen wenden, deren es bekanntlich weit mehre giebt, als der andern. Eben so haben nun auch die Frauen gewisse Regeln angenommen, nach welchen sie jenen Widerstand leisten wollen.“ — Auch Deutschlands Literatur fehlt es nicht an Schriften, die über die Weiber, über Liebe und Ehe, geschrieben sind und sich theils durch Gründlichkeit und Gelehrsamkeit auszeichnen, wie die Geschichte der Weiber von Meiners, theils durch geistreiche, witzige Behandlung des Stoffs, wie die Werke von Brandes, Hippel, Thieß, Ehrenberg, von Ramdohr u. a. Nach allen diesen aber bleibt die mit jenen gar nicht zusammenstoßende Untersuchung des Herrn von Villers eben so neu, als anziehend und belehrend.

In diesen, Allem, was dem Vaterlande wichtig, ermunternd, belehrend seyn kann, gewidmeten Blättern, schien der genannten Abhandlung, die nicht so viele Leser gefunden zu haben scheint, als sie verdiente, ganz vorzüglich ein Platz zu gebühren. Sie folgt hier, übersetzt, mit einigen Abänderungen oder Zusätzen, wie sie theils vom Verfasser selbst beygefügt worden sind, oder sonst für zweckmäßig befunden wurden. *)

* * *

*) Der Uebersetzer hat das eigene Exemplar des Herrn Verfassers, hie und da von dessen Hand verbessert, nebst mehren, von demselben freundschaftlich

„Die Rose erlangt ihre ganze Lieblichkeit nur auf dem glücklichen Boden von Persien; das zarte Veilchen hingegen duftet in der Luft gemäßigter Klimaten. Dieselbe Sonne, die die harzige Aloe reifet, oder die hitzige Kaffeebohne, würde die erfrischende Erdbeere vertrocknen; der Weinstock, der den Menschen erfreuet, würde verdorren in den heißen Ebenen, wo das arabische Gummi sich bildet; die Orange, die mit der Farbe des Morgenroths glänzet, zieret die Gärten Italiens und Portugals, während der säuerliche Apfel und die fleischige Pfirsich besser in unsern Baumgärten wachsen; die Alpen prangen von Eichen, wie der Libanon von Cedern, und die Birken des Nordens mischen ihre Schatten niemals unter die der Palmen des Mittags.“

„Also kann man auf die Sonne und das Klima schliessen von den Erzeugnissen, so wie diese bloß die Natur des Bodens und der Atmosphäre verrathen, wo sie entstanden sind. Die Früchte bleiben mit ihrem natürlichen Boden in einem unwandelbaren und nothwendigen Wechselverhältniß; oder, nach der sinnreichen, schon von dem großen Haller angedeuteten, durch Alexander von Humboldt neuerdings ausgeführten Vegetationsleiter, die Pflanzen, die man antrifft, bezeichnen die Höhe, bis zu welcher man gekommen, die Entfernung, in der man sich befindet von den niedrigern Gegenden, und die Annäherung der erhabensten Spitzen.“

„Dasselbe Wechselverhältniß offenbart sich zwischen dem Geist, dem besonderen Charakter der Völker, und den Erzeug-

---

mitgetheilten Zusätzen und Notizen, von denen zum Theil bereits in dem Vorangeschickten Gebrauch gemacht worden, benutzen können. Wo im Einzelnen gefehlt ist, das kommt auf Verantwortung des Uebersetzers; das Verdienstliche des Ganzen gebührt dem Verfasser.

nissen ihrer Dichter. Die ernsten und einfachen Gesänge des Skandinaviers gleichen nicht den lebhaften Romanzen des Spaniers; die Tragödien der britischen Bühne sind verschieden von denen des atheniſchen Theaters, und die Sakontala der Inder könnte weder mit der einen, noch mit der andern, zusammen gestellt werden. Ueberall ist die Literatur eine der Offenbarungen des Nationalgeistes, dessen Gepräge und Schattirung sie trägt; sie steht zu jenem in gleichem Verhältniß, wie die Früchte des Landes zur Sonne und zum Klima."

"Doch was ist befremdend in dem geregelten Gange der Natur und des vegetabilischen Lebens? Alles ist da einem untrüglichen Mechanismus unterworfen, Gesetzen, die durch die menschliche Wissenschaft erklärbar sind. Der Boden der Erde, der Grad der Wärme und Feuchte, die Lage des Orts, sind die bekannten Elemente, aus denen vorher genannte Resultate hervorgehen. — Wer aber will die wunderbaren Erscheinungen der Geisterwelt erklären? Welches Gesetz bestimmt die Richtung und die, mit der Moralität eines jeden Volks übereinstimmenden Eigenschaften? Wer vermag in die Tiefen des menschlichen Geistes einzudringen, um daselbst die Wurzeln, die ersten Ursachen der National-Anlagen und Sitten aufzufinden? Will man, daß die Sonne und der Anblick des Himmels hierin entscheide, wie bey den Pflanzen? — Aber woher kommt es, daß dasselbe Rom, das lange Zeit von thätigen, rohen Republikanern, Feinden aller Verfeinerung, von glühenden Freunden der Freiheit, heut zu Tage von einem Volke bewohnt wird, das dem Joch so gehorsam ist und so empfänglich für die Schönheiten der Künste? Woher kommt es, daß der träge und sinnliche Türke auf demselben Boden herumkriecht, der einen Themistokles, Platon, Pindar gesehen? Woher die außerordentliche Verschiedenheit zwischen dem Spar-

kaner, dem Athener, dem Abderiten, die doch alle unter Einem Himmel wohnten, und einerley Sprache redeten? — Nein fürwahr, wie auch der zufällige Einfluß physischer Thatsachen auf die Natur des Menschen beschaffen seyn möge — ein Einfluß, der sich vielleicht auf die größere oder mindere Lebhaftigkeit seiner Leidenschaften beschränkt, der aber keinesweges ihre Richtung bestimmt, — so muß man dennoch die Quellen so mannigfaltiger Modificationen seiner geistigen Fähigkeiten anderswo aufsuchen.“

„Der Mensch, dieser Herr der Schöpfung, der gemacht zu seyn scheint, um den ganzen Zwischenraum zwischen der Hölle und dem Himmel auszufüllen, und der beyde Extreme auf gleiche Weise berührt; eine unbegreifliche Zusammenfügung aller der Contraste, die aus der Vereinigung eines Thieres und eines Erzengels, des göttlichen Hauches mit dem schlechten Koth, mit Einem Worte, der Vernunft mit den Sinnen, entstehen; Er, begabt mit der Macht, der materiellen Natur sich zu entreißen, aber auch sich derselben über alle Maaßen knechtisch zu unterwerfen; ein bewundernswürdiges Amphibion des reinsten Lichts und der dunkelsten Verdorbenheit — der Mensch besitzt beydes, die Stärke und Freyheit, sich in das eine oder das andere dieser Elemente unterzutauchen. Er kann nach Gefallen und schnell die unermeßliche Stufenleiter durchlaufen, die von der Herrschaft des Fleisches empor steigt bis an den Fuß des Thrones des Ewigen. Die mehr oder minder hohe Stufe, auf welcher er stehet, bestimmt die neue Modification seines Seyns. Reiner, edler, über die Sinne erhabener im ersten Fall; mehr Sklav der Leidenschaften, selbstischer, sinnlicher im zweyten.“

„Noch einmal, wer kann zeigen, woraus ursprünglich dieser Grad der Reinheit und Erhabenheit in dem Charakter

und Geiste der verschiedenen Völker hervorgeht? — In der That, eine, in der alterthümlichen Wiege eines Volks verborgene Erziehung, von welcher kein historisches Denkmahl mehr vorhanden ist, der Einfluß eines gesetzgebenden Geistes, eines durch ihn ins Leben gerufenen großen Gedankens, einiger edlen Grundsätze, die jedem Geschlechte seiner Zeit zu Theil werden, eines tief eingeprägten, religiösen Gefühls, — ein solcher Einfluß, sage ich, muß zum voraus angenommen werden. Dieser ist es ohne Zweifel, der einer Menschenrace ihre erste Richtung giebt, eine Richtung, die sofort unter allen folgenden Umbildungen sich wieder bemerkbar zeigen muß, die die Höhe bestimmt, bis zu welcher diese Race empor steigen wird auf der Stufenleiter der Menschenbildung, die Art ihrer Cultur und ihrer Entwickelung, die, entweder in dem Reiche der Sinne und anderer niederen Kräfte, oder in dem der Vernunft und anderer höheren und idealen Geistesvermögen, sich hervorarbeiten wird.“

„Doch, was auch die Ursache dieser Grundverschiedenheit in der Richtung der Sittlichkeit der verschiedenen Völker seyn möge, so viel ist gewiß, daß diese unerfaßliche Verschiedenheit wirklich bestehet, und daß der Mensch, obschon ursprünglich einerley Geschöpf, dem aber von dem Punkte seiner Abreise an so viele Wege sich öffnen, kraft seines freyen Willens und den Umständen gemäß, die sich in der Nacht der Zeiten verlieren, für seine weiteren Fortschritte ganz verschiedene Bahnen einschlägt.“

„Merkwürdiger indeß ist jener Unterschied kaum irgendwo, als zwischen den beyden Nationen, die, die eine Deutschlands, die andere Frankreichs Boden bewohnen. Setze über einen Fluß, und du findest zwey ganz verschiedene Welten. Der Deutsche ist in seinem Aeußern zurückhaltender, (plus réservé)

ruhiger, ernster; in seinem Innern nachdenkender, idealer, empfänglicher für den inneren Genuß des Gefühls. Sein Nachbar ist offener, (plus ouvert) lebendiger, munterer, scheuend die abstracte Arbeit des Denkens, geneigter zur Betrachtung der Realitäten, zum Genusse der Welt und der Außendinge. — Dieses zwiefache Conterfey ist kein Erzeugniß der Phantasie. Seit mehr als achtzehn Jahrhunderten haben die Beobachter stets diese Grundzüge in dem Charakter beyder Stämme wieder gefunden. Schon Cäsar und Tacitus haben sie uns so geschildert; und so sind sie noch heutiges Tages, wenige Veränderungen ausgenommen, welche die Nachbarschaft und die Vermischung einiger Individuen daselbst eingeführt haben können."

Tacitus sagt, nachdem er die Tugend, den Muth und die Treue der deutschen Frauen geschildert hat: „Sie glauben „auch, es sey etwas Heiliges und Prophetisches in den Wei„bern. . . Sie verehren viele mit heiliger Scheu, ohne nie„drige Schmeicheley." *) (Diese Hochachtung der Weiber, die sich in neueren Zeiten mit und durch die Deutschen über die ganze Christenheit verbreitet hat, ist ein Grundzug im Nationalcharakter der alten Germanen. Was auch immer Veranlassung dazu gewesen seyn mag, ob besondere Verdienste einiger deutscher Frauen, deren Namen die Geschichte nicht aufbewahrt hat, ob besondere Vortreflichkeit des weiblichen Geschlechts in Deutschland überhaupt, ob zufälliger Aberglaube — die Thatsache ist so gewiß, wie irgend eine historische Wahrheit seyn kann.) — Weiterhin fügt Tacitus, wo er von ihren religiösen Begriffen spricht, noch hinzu: „Sie achten es der Majestät „der himmlischen Dinge zuwider, die Götter in Mauern ein-

*) Tacit. de morib. Germ. c. 8.

„zuschließen oder sie mit irgend einer menschlichen Gestalt zu „bekleiden. Sie heiligen ihnen Haine und Wälder, und mit „Götternamen bezeichnen sie jenes geheimnißvolle Grauen, „das sie nur mit Scheu und Achtung betrachten.“ *) — So wie sie keine Tempel haben, so haben sie auch weiter keine Priester; und fürwahr, bey einem in der Civilisation so wenig vorgeschrittenen Volke erregen diese Einrichtungen außerordentliches Erstaunen. Welches auffallende Streben nach der Ideenwelt zeigt sich nicht in dieser Entfernung von allen groben Symbolen des göttlichen Cultus, in diesen unsichtbaren Göttern, die das Schweigen der Wälder der von heiliger Achtung ergriffenen Seele offenbart, in dieser Ehrerbietung gegen das Weib, dem etwas Uebernatürliches und Heiliges beywohne.“

„Welch eine ganz andere Schilderung dagegen entwirft Cäsar von den Galliern. „Die Gallier, sagt er, sind „leichtsinnig, abergläubig, dem Luxus ergeben, sie haben „Tempel, höchst despotische Priester, Statuen und ungeheuer „große Götzenbilder von geflochtenen Weidenstäben, worein sie „lebendige Menschen sperren, um sie zu verbrennen.“ — „Die Männer haben Gewalt über Leben und Tod ihrer „Frauen.“ — Endlich, nach einer weitläufigen Schilderung, geht Cäsar mit der Wendung zu den Germanen über: „Die „Germanen sind gar sehr von dieser Art verschieden.“ **) So unmöglich war es schon damals, die Ungleichheit beyder Nationen zu verkennen! — Der Deutsche war allerdings dem Zustande der Wildheit noch näher; er hatte noch nicht dieselben Fortschritte in der Civilisation und den Künsten gemacht; aber

*) Tacit. l. l. c. 9.

**) Caesar de B. G. VI, 15. seq.

die, die er gemacht hatte, waren gut, hatten eine gute Richtung genommen. Der gebildetere, verfeinertere, den Genüssen mehr ergebene Gallier war schon durch seine After-Cultur herabgesunken. — Denn sobald man einmahl eine schlechte Bahn betreten hat, verirrt man sich immer mehr, je weiter man vorwärts gehet. Dieß darf durchaus nicht vergessen werden bey der Beurtheilung des Zustandes der Völker, und, wie es scheint, jetzt weniger, als je.“

„Noch heut zu Tage zeigt sich, mit den einzelnen Veränderungen, welche der Gang der Zeit herbeygeführt hat, diese Verschiedenheit, so wie im Nationalcharakter überhaupt, so insbesondere in den literarischen und philosophischen Erzeugnissen beyder Nationen am auffallendsten. Der Charakter der deutschen Literatur ist ruhig, gehalten, tief forschend und sinnend, geneigt sich der Herrschaft der Ideen zu unterwerfen, da hingegen der gallische Charakter, lebendiger und rascher, das Reich der Realitäten umfaßt, und aus diesem sein Ziel sich vorsteckt, das er mit Eifer und Feuer verfolgt. So zeigt es sich in der Historie, in der Alterthumswissenschaft, der Philosophie und fast allen Zweigen der Gelehrsamkeit. Vor allem aber bemerken wir in Hinsicht der Poesie, daß in den erhabensten Gattungen der Dichtkunst, im Epos und in der Ode, die Franzosen nichts haben, oder fast nichts, das sich zu einer bedeutenden Höhe emporschwänge; die Deutschen hingegen besitzen in denselben Zweigen, Stücke von einer ächten und hohen Begeisterung.“

„Die Poesie ist im Menschen der herrlichste Abglanz seines Schöpfers; sie ist das Bedürfniß, das auch uns antreibt, zu schaffen, und welches unsere beschränkte Natur von ihrer göttlichen Natur erlangt hat; das Bedürfniß, der gemeinen Welt, die uns umgiebt, die das Bessere an uns einzwängt und unter-

drückt, zu entfliehen; uns zu erheben zu dem ewig Schönen und Erhabenen, in uns und über uns zu finden eine ideale Welt, so rein, so edel, so strahlend von Licht und Liebe, daß sie der, durch die Idee des Schönen verklärten Seele des Menschen entspricht. Darum ist der Dichtergeist von den Alten mit dem prophetischen zu Einem Rang erhoben, und unter den symbolischen Figuren des Apollon und der Musen unter die Götter versetzt, darum sind von ihnen die Verse „eine Sprache der Götter" genannt worden.

„Was aber in dem allmächtigen Wesen eine unendliche Realität ist, das ist im Menschen nur ein ideales Spiel, nur ein Aufflug seiner Intelligenz. Gott gebietet unumschränkt zugleich über Stoff und Gestaltung; seine Poesie ist die Schöpfung, sein Epos das Weltall. Das poetische Talent im Menschen ist nur eine bloße Form, aber eine feurige Form, ein brennender Schmelztiegel, der die Dinge und die irdischen Gestalten, die man ihm anvertrauet, in dunstige, luftartige Gestalten wieder auflöst. Dieß ist die einzige Art der Schöpfung, die dem Menschen vergönnt ist. Inzwischen hängt für das Gelingen dieses großen und schönen Werks alles ab von der Natur der Materialien, die man in den Schmelztiegel wirft. Je mehr diese Materialien des Lebens, gleichsam der geistigen Bestandtheile entledigt seyn werden, um so weniger werden sie fähig seyn, im göttlichen Feuer aufzufliegen, sich zu verflüchtigen, sich in der poetischen Perspective mit den Umrissen und dem Farbenschmelz des Schönen wieder zu erzeugen; (denn so idealisiren sich die Gegenstände, und ohne diese Idealisirung ist keine Poesie.) Je mehr man hinabsteigt in die Reihe der groben und materiellen Dinge, in den Mechanismus der physischen Objecte, um so spröder wird der Stoff und der poetischen Form widerstrebender. Darum ist die sogenannte beschrei-

bende und Lehr-Poesie, die die Franzosen mit einer so zärtlichen Vorliebe umfassen, durchaus keine Poesie. In dem didaktischen Gedicht ist das, was Poesie ist, sicherlich nicht didaktisch."

„Die Materialien, die sich am besten mit dem reinen Feuer der Poesie verbinden, sind demnach diejenigen, die rein und edel sind, wie jenes selbst: alle diejenigen, die einige Uebereinstimmung mit den göttlichen Dingen in sich tragen, die religiösen Gefühle, die Liebe, das heroische Leben, Selbstverläugnung, das Unendliche, die Gemeinschaft erhabener Intelligenzen u. s. w."

„Aber ein jeder kann dem poetischen Schmelztiegel nur das übergeben, was er hat, nur die Materialien, die ihm zur Hand sind, die ihm zu Gebote stehen."

„Unser Zweck ist, nun zu zeigen, daß in der Art, die Liebe als poetischen Stoff zu behandeln, die französischen und deutschen Dichter sich wesentlich von einander unterscheiden. Die ersteren haben größtentheils ihrem poetischen Schmelztiegel Bestandtheile übergeben, die aus dem sinnlichen und materiellen Reiche der Liebe, aus dem leidenschaftlichen Streben nach Vergnügungen und Genuß hergenommen sind. Die andern im Gegentheil entlehnen die ihrigen fast durchgängig aus dem, was der Liebe Heiliges, Ideales und Mystisches beywohnt. Daraus entspringt bey den Franzosen eine Art erotischer Poesie, die fast durchaus Wollust athmet, die unter tausendfach veränderten, mehr oder weniger anständigen Formen das Verlangen ausdrückt, bald leidenschaftlich und tragisch, bald schmachtend und sanft, ein andermal scherzhaft und lieblich, und bey den reinsten Dichtern zuweilen in Vereinigung der Unschuld, Ergebung, Zärtlichkeit, aber niemals mit Erhebung, nie etwas Göttliches verrathend."

„Die erotische Poesie bey den Deutschen bezeichnet ein Geist, der auf einer weit höheren Stufe steht. Die Liebe hat bey dem größten Theil der deutschen Dichter nichts Sinnliches; sie ist ein Bewohner des himmlischen Aethers, ihr einziger Zweck ist, zu begeistern, und das Gemüth, über welches sie Herrschaft gewonnen, zu vergöttlichen; die Schwächen und Schlacken der Menschlichkeit sind unter ihr; Vereinigung zweyer Seelen, die sie berauscht, das ist die höchste, die einzige Wollust, wonach sie strebt. Wenn die Engel Geschlechter haben und sich lieben, so muß ihre Liebe der Empfindung gleichen, die so viele deutsche Dichter uns mahlen. Man findet hier ganz noch den Zug jener alterthümlichen National-Empfindung, die zur Zeit des Tacitus sprach: Es giebt etwas Heiliges und Gottbegeistertes im Weibe, das uns Ehrerbietung einflößt."

„Dort, wenn von der Seele die Rede ist, geschieht es gemeiniglich nur, um zum Körper zu gelangen; hier, wenn nach dem Körper gefragt wird, um nach der Seele zu streben. Auf der einen Seite ist mehr sinnliche (sensations), auf der andern mehr geistige Empfindung. (sentimens.)"

„Bey dem französischen Dichter ist die Liebe fast immer bittend, begriffen in Fragen und leidenschaftlichen Anträgen, in Klagen, Schmerzen, Qualen oder Verlangen; hat sie das Ziel erreicht, so singt sie nur selten noch, und scheint nichts mehr zu sagen zu haben. — Der deutsche Dichter ist im Allgemeinen weniger mit Bitten beschäftigt; er singt seine Liebe, glücklich oder unglücklich, er mahlt die Empfindung, von der er voll ist, und diese Empfindung hat ihren Zweck in sich selbst; Lieben ist ihm an sich so edel, daß es des Dichters ganze Seele verschlingt."

„Was der Franzose ans Licht zieht, und woraus er seinen

Hauptstoff macht, das läßt der andere im Dunkel, aus dem es niemals herausgehen sollte.“

„Die erotische Poésie der Franzosen erscheint in den Augen des Deutschen ohne Würde; die des Deutschen hingegen scheint dem Franzosen aberwitzig; er faßt sie nicht, während der Deutsche jene recht wohl faßt und würdiget. Der Herrschende aber richtet leicht über das, was er unter sich sieht.“

„Diese, allerdings starken, Behauptungen mit Beyspielen zu belegen und alle Dichterstellen anzuführen, auf welche diese Meynung sich gründet, um den Leser in Stand zu setzen, selbst darüber zu urtheilen, würde zu weit führen. — Ein gebohrner Franzose hatte ich meinen Geist genähret mit französischer Lectüre, und war lange Zeit leidenschaftlich eingenommen für die Literatur meines Vaterlandes. Sobald ich aber das Heiligthum der deutschen Musen betrat, wurde ich von Erstaunen ergriffen über alles, was sich meinem Anblicke darbot. Zum Glück war ich noch nicht erstarrt in den französischen Formen, so daß mir noch einige Empfänglichkeit übrig geblieben und ich noch fähig war, Umbildungen anzunehmen. Ich fühlte mich bald von Achtung und Bewunderung ergriffen, dessen, was mir, bevor ich es kannte, wie so vielen andern, der Aufmerksamkeit wenig werth geschienen hatte. Einer der Punkte, der sich mir mit der größten Klarheit darstellte, war aber der Contrast zwischen den erotischen Dichtern beyder Nationen, wovon hier die Rede ist. Wer sich eine eben so innige Ueberzeugung hievon verschaffen will, der hat nichts anders zu thun, als es zu machen, wie ich, und beyde zu lesen. Ich fürchte keinen Augenblick, von denen, die beyde Literaturen genau kennen, der Verfälschung überführt zu werden.“

„Einige Andeutungen werden hinreichend seyn, die Wahrheit unserer Behauptung in das gehörige Licht zu setzen.“

(Der Charakter der neuen, sogenannten romantischen Poesie ist hervorgegangen aus dem Nationalcharakter des alten germanischen Völkerstammes und dem Geiste des Christenthums. Das Christenthum vertilgte, nach dem Ausdruck eines geistreichen Mannes, wie ein jüngster Tag, die ganze Sinnenwelt des Alterthums mit allen ihren Reizen, und setzte eine neue Geisterwelt an ihre Stelle; das Reich des Unendlichen erhob sich über der Brandstätte der Endlichkeit, und die unendliche Sehnsucht nach dem Himmlischen und Ewigen, die schwärmerische, beschauliche Liebe wurden die Grundpfeiler zu dem Heiligthume der Romantik. Wie aber der menschliche Geist sich nie ganz loszureißen vermag von der Welt der Körper und der Sinne, und er selbst das Unendliche sich gestaltet in körperlichen Symbolen; so entstand auch im Christenthume die Verehrung der heiligen Maria, als des Symbols der geistigen, himmlischen Liebe. Und wo hätte dieses Symbol willkommener seyn, wo diese Ansicht besseren Eingang finden sollen, als unter den Deutschen, bey denen schon in den kalten Wäldern der Vorzeit ausgezeichnete Verehrung des Weibes statt gefunden hatte, bey denen zur Ritterzeit die Achtung des Weibes als die erste und heiligste Tugend galt? Dieß war der Stoff, den die neuerwachten Geisteskräfte zuerst bearbeiteten; der erste Inhalt der neuesten Poesie war die geistige Liebe. „So „machte das damalige Christenthum gleichsam einen Bund mit „der altgermanischen Denkart, um das Phänomen der ritter„lichen Liebe mit allen Farben auszuschmücken, durch die es „ein ehrwürdiges Ansehen gewann.“ *) In Frankreich hat dieser Geschmack an christlich-religiöser Zärtlichkeit niemals

*) Bouterwek's Gesch. der Poesie und Beredsamkeit rc. Bd. I. S. 33.

Eingang gefunden; nur in Deutschland hat er sich bis auf die neuesten Zeiten lebendig erhalten.)

„Die Poesie der Liebe bey den Franzosen beginnt mit den Troubadours *), wie die der Deutschen mit den Minnesingern. Man vergleiche beyde mit einander. Schon in den Troubadours wird man finden, was man die französische Galanterie nennt, Schmeicheleyen, Seufzer, Flehen um Minnesold, selten etwas mehr. Spricht der Troubadour von der den Damen schuldigen Verehrung, so versteht er darunter weiter nichts, als eine gewisse äußere Höflichkeit, die Ritterpflicht, für sie zu kämpfen, und besonders eine gänzliche Verschwiegenheit in Hinsicht der Gunstbezeugungen, die man etwa dafür erhalten könnte. Um diese Idee drehen sich fast alle alten Romanzen, Balladen, Erzählungen und Mährchen. (fabliaux.)“

(„So streng dieses Urtheil scheint, so sehr stimmt es mit dem überein, was andere geschickte Gewährsmänner über denselben Gegenstand gesagt haben. „Was die gemeine Poesie betrift, sagt Fleury, **) die seit dem zwölften Jahrhundert die Herrschaft erlangt hat, wie man aus so vielen Romanen und Liedern sieht; so wurde sie bald das Erbtheil lüderlicher

*) Genauer unterscheidet man die Troubadours oder Trovatori der Provenzalen im südlichen Frankreich und Italien von den Trouvères in Nord-Frankreich. Erstere waren am Hofe der Könige von Frankreich verachtet, so wie gegenseitig die Provenzalen auch die Nord-Franzosen verachteten. S. Eichhorn's Culturgeschichte Bd. I. S. 149. Der schöne Name, von trovare, trouver, erfinden, entspricht dem hellenischen ποιητοις, von ποιειν, Erzeuger, Erfinder, im vorzüglichen Sinne.

**) Traité du Choix et de la Méthode des Etudes, art. IX. p. 57. Bruxelles, 1706.

Schwärmer, wie großentheils die provenzalischen Troubadours waren und die andern Poeten jener Zeit, die an den Höfen der Fürsten herumliefen. Jedoch muß man gestehen, daß es Leute von Geist unter ihnen gab, für jene Zeit von ziemlicher Bildung; aber ihre Werke sind voll von schmutzigen Liebeleyen und ungereimten Dichtungen.“ — Die Gedichte des Königs Thibault von Navarra (1201—1253) kann man als die ersten, hinlänglich documentirten Proben des Eigenthümlichen der französischen Poesie benutzen, da sie genau in die Periode fallen, wo der rohe Volksgesang des nördlichen Frankreichs durch die Einwirkung der Provenzalpoesie seine erste Bildung erhielt. Aber schon von diesem sagt sein Herausgeber, Levesque de La Ravallière, „er würde eine Achtung ohne Ausnahme verdienen, wenn seine Bilder nicht zuweilen gar zu nackt und frey wären, und sein Zeitalter die Sittsamkeit und Zucht des unsrigen (1742) gehabt hätte.“ *) — Selbst der Abbé Millot, dessen Geschichte der Troubadours mit feiner Kritik gearbeitet ist, erklärt unverholen: „Es fehlt sehr viel, daß die Liebe zu diesen Zeiten der Chevalerie eine solche gewesen, als ihre Beurtheiler der neuern Zeiten sich einbilden. Wenn nicht schon die Geschichte die Ausschweifungen und die Frechheit der Sitten zu jenen Zeiten bezeugte, die Werke der Troubadours würden eine Menge unwiderleglicher Beweise davon liefern. Unter einigen Beyspielen einer reinen, dem Zaume der Schamhaftigkeit und der Pflicht unterworfenen Galanterie findet man daselbst tausend Züge der Ausgelassenheit und der Frechheit; man sieht da die Herrschaft der Sinne über das Herz, schamlose Verletzung der ehelichen Treue, zuweilen die

*) Les poésies du Roy de Navarre — Paris. 1742. 2 Vol. 8. Préface, p. XIX.

Sitten mit einer cynischen Unverschämtheit befleckt, kurz dieselben Laster, wie heut zu Tage, nur weniger versteckt unter eine anständige Außenseite." *)

„Eine ganz andere Farbe dagegen trägt die Liebe in den Poesien der Minnesinger, die sie aus den Provenzalen nicht übersetzt oder jenen nicht nachgeahmt haben. Hier ist die Liebe fast immer platonisch und keusch; man kann von ihr sagen, was einer derselben von den Damen, die er besingt:

„Nie Stunt ir Wille wider ir Küsche sich entwarf."

(Schon der alte Bodmer lobt die feinen Empfindungen und das feine Betragen unserer Liebespoeten gegen das weibliche Geschlecht — in der Ausgabe seiner Sammlung der Minnesinger." **)

„Das merkwürdigste Denkmahl der wiedergebohrnen französischen Poesie ist der berühmte Roman von der Rose, ein Buch, das beynahe zwey Jahrhunderte lang für den Triumph des Genies in Frankreich gegolten hat. Nun aber ist dieses Gedicht nichts anders, als eine Abhandlung von der Verführung, von allen geheimen Anschlägen, Listen und Unternehmungen, die man in Thätigkeit setzen muß, um endlich zum Pflücken der Rose zu gelangen, die das Sinnbild ist der letzten Gunstbezeugungen einer Schönen.

Cy est le Romant de la Rose
Où tout l'Art d'Amours est enclose.

Und noch ist diese Kunst zu lieben öfters in Ausdrücken abgefaßt, die höchst unanständig sind und weit entfernt von der keuschen Sprache der altdeutschen Romanciers, wie man sie

*) Discours préliminaire de son Histoire littéraire des Troubadours. à Paris, 1774. 8. p. 37. sq. cf. p. 54 et 68.

**) Th. 2. S. VII.

im Heldenbuche findet, im Nibelungen-Liede, in dem Gesang von der Macht der Liebe (aus dem 13ten Jahrhundert) und in andern."

„Was aber sollen wir sagen von der schauderhaften Menge von Schriften, die die Sprache und die Literatur der Franzosen verunehren, und deren empörender Cynismus selbst die Grenzen der schamlosesten Ungebundenheit überschreitet? Welche ekelhafte Reihe von der Aloysia an bis zur Justine, dem abscheulichsten aller genielosen Erzeugnisse eines verworfenen Geistes! Welcher Haufe noch anderer nicht minder gefährlicher Erzeugnisse, die sich von den erstern nur durch einen gehaltenern Ausdruck unterscheiden, und unter denen die muthwilligen Erzählungen (Contes) von La Fontaine unter den versificirten, die Romane des Crebillon und Faublas unter den prosaischen zur Charakterisirung der ganzen Gattung dienen können." (Diese Dichter verwandelten, nach dem Ausspruch des Geschichtschreibers Mezeray, zu Ende der Regierung Heinrichs IV., indem sie der Eitelkeit und den schamlosen Leidenschaften des Hofes schmeichelten, die Musen in Sirenen, und erniedrigten diese edlen Töchter des Himmels zu etwas weit Schändlicherem, als zur Betteley und Knechtschaft herab.)

„Ein solcher Abgrund der Verderbtheit zeigt sich nicht in der erotischen Poesie der Deutschen; das Niedrigste, was sie in der Art haben, ist (größtentheils) nur Uebersetzung oder Nachahmung der Italiener oder Franzosen. Aber selbst diese Uebersetzungen sind selten, und das Publikum muntert sie nicht sehr auf. Noch mehr, die Nationalsprache hat sich hier noch nicht zu der Feinheit gebildet, welche mit Anstand die unanständigsten Dinge zu sagen versteht; die Frechheit des Ausdrucks trägt hier noch das Gepräge der Ungeschliffenheit des Pöbels; die gute

Gesellschaft, die schönen Geister und Dichter haben sich mit derselben noch nicht so gemein gemacht, wie in Frankreich.“ (Und selbst von denen unserer Dichter, welche den Erotikern Frankreichs und Italiens am nächsten kommen, läßt sich zeigen, daß sie dennoch den deutschen Genius nicht gänzlich haben verläugnen können. So singt selbst Wieland:

„Ihr Weisen sagt, was sonst als Liebe
Ist dieser schöne Zusammenklang
Der Wesen? Dieser allmächtige Drang
Der Gleich an Gleiches drückt? Wie bliebe
Ein Sonnenstäubchen ohne Liebe
Beym andern? Auch die Macht der Kunst,
Des Bildners Finger, die höchste Gunst
Der Musen, was sind sie ohne Liebe?
Mit Liebe sang Homer, mit Liebe
Schuf Raphael seine Galatee.
Du selbst, o Tugend, du höchste Höh'
Der Menschenseele, was bist du, als Liebe,
Du Gott in uns?“)

„Die unterste Stufe der erotischen Poesie der Franzosen taucht sich, man darf es sagen, in den Koth; und es fehlt noch sehr viel, daß die unterste Stufe der deutschen Poesie so tief herabsinke. Und wie weit überragt nicht ihre oberste Stufe den Gipfel der erotischen Dichter Frankreichs? Deutschland hat weder Bussys, noch Grecourts; aber Frankreich hat weder Klopstocke noch Gleime.“

„Man durchlaufe den Parnaß der beyden Nationen, und wähle daselbst die Ersten der erotischen Sänger aus, um sie einander gegenüber zu stellen. Die Franzosen werden ohne Zweifel Racinen, der bey ihnen vorzugsweise als Herzensmaler gilt, nicht zurückweisen. In Wahrheit, wenn man auch diesem Meister der französischen Bühne alles zugesteht,

was man ihm zugestehen muß, so ist man dennoch zu dem Geständniß genöthigt, daß er nie etwas hervorgebracht habe, was in Hinsicht der Erhabenheit und der Zartheit der Liebe sich den beyden bewundernswürdigen Rollen der Thekla und des Max Piccolomini näherte. Hat sich die Seele an der Betrachtung solcher Gemählde geweidet, so findet man die steifen Liebschaften der Seigneurs und der divines princesses des französischen Meisters kaum noch erträglich. Sie mit Schillers Poesie zu vergleichen, würde eben so ungereimt seyn, als den Pinsel des Van der Werf mit dem eines Raphael vergleichen zu wollen. — Phädra's Liebe, was man auch davon sage, erregt Widerwillen, wenn sie z. B. sagt:

„Hélas, du crime affreux dont la honte me suit,
Jamais mon triste coeur n'a recueilli le fruit!"
(Act. III. Sc. 6.)

Hippolit's Seufzer setzen ihn herab: „Er hat den verführerischen Reizen nicht widerstehen können," heißt es im 2ten Auftritt des 2ten Actes. In der Andromache und im Bajazet hat die Liebe fürwahr nichts Edles und Erhabenes; die meisten ihrer Wirkungen sind erniedrigend. Berenice, Monime, Junie sind zärtlich, sanft und resignirt; aber das ist auch Alles, was man davon sagen kann. Auch nicht die leiseste Spur einer dem Himmel verwandten Poesie. Die einzige Braut von Messina, die der Junie darin ähnlich ist, daß ihr Geliebter durch einen Nebenbuhler getödtet wird, stellt ein Muster einer Empfindung dar, vor welchem die andern alle ohne Tiefe und Adel erscheinen. Man wird dieß nicht mißverstehen. Es ist hier nicht die Rede von andern Verdiensten Racine's, als Dichters und Verskünstlers. Trotz der gewöhnlichen Meynung halte ich ihn für größer, wenn er

eigentlich nicht die Liebe behandelt, in den Rollen des Burrhus, des Mithridates, in der Athalie und Esther. Der Grund hievon ist allein der, daß der große Künstler eine durchaus falsche und fehlerhafte Art, die Liebe in der Dichtkunst zu behandeln, schon vorfand.“

„Quinault, Pavillon, Le Pays, Voiture, Lasuze, Fontenelle, Moncrif, Chaulieu, Marivaux, Bernard, St. Lambert, Desmahis, Barthe, Dorat, Pezay, Bernis, Boufflers, Marmontel, Leonard, Imbert, Parny, Bertin,— welche Liebe habt Ihr fast durchaus besungen? Ihr versteht das Herz und die Sinne zu erregen; Euer Ausdruck hat Grazie, zuweilen auch Naivetät; aber wir bleiben Menschen, indem wir Euch hören; wir sehen nichts bey Euch, als Leidenschaft, Wollust oder Schwäche. Eure zahlreichen Nebenbuhler in Deutschland wirken auf die Seele eine ganz andere Zauberkraft, sie reißen sie gen Himmel empor und erfüllen sie mit einem göttlichen Feuer. Haller, Zachariä, Jacobi, Schlegel, Bürger, Voß, Boie, Stolberg, Hölty (der zärtliche Vertraute der keuschesten Liebe) Kleist, Claudius, Gerstenberg, Götz, Salis, Cramer, Tiedge, Reinhard, Miller, Halem, Kosegarten, Schmidt, Göcking, Matthison, Louise Karsch, Novalis, Sonnenberg, Tiek.... Ich könnte noch mehre nennen, und beklage jeden von Herzen, dem diese Namen nichts sind, als eine unbekannte Liste, nur leere Töne. So ist der gestirnte Himmel nichts für das Auge, das dessen Wunder nicht kennt.“

„Jean-Jacques war kein Franzos; aber er ist ohne Widerrede der erste Erotiker, der in dieser Sprache geschrieben hat. Diejenigen, die seiner Art gefolgt sind, sind reiner, aber

in sehr kleiner Anzahl. Der übersetzte, und von dem angenehmen Florian bald nachgeahmte Geßner, der Werther des gewaltigen Göthe, einige englische Poesien, Milton's Paradies, Young, einige Dramen von Shakespeare, z. B. seine Julia von Ducis franzősirt, (etwa wie der ältere Corneille den spanischen Cid franzősirte) so viele von Außen hergekommene Versuche haben hie und da einige Funken eines schönen Feuers geweckt; einige schöne Seelen haben den Reiz dieser elektrischen Kraft gefühlt; aber der allgemeine Geschmack hat die Oberhand behauptet. Die andere Art hat eine schwache Partey gegründet, ist aber noch nicht national geworden, und hat immer auf diesem Boden nur, wie eine ausländische Pflanze, gestanden."

„Eine umgekehrte Erscheinung hat in Deutschland statt gefunden. Die erotische Poesie hat daselbst einigemal die leichte Sprache Italiens und Frankreichs reden wollen. Dieser Ton hat eine gewisse Classe ergötzt (denn es giebt allerdings eine solche, und zwar sehr zahlreiche Classe der Französischdeutschen); allein er hat daselbst nie herrschend werden können, und wird dort niemals herrschend werden."

„Will man wissen, mit welcher Majestät oder welcher Tiefe, mit welcher zarten Andacht und mit welchem heiligen Enthusiasmus die deutschen Dichter die Liebe besingen, so lese man einige der Oden Klopstocks; (wie er z. B. in Laura das Ideal deutscher Weiblichkeit mahlt:

„Sie war jugendlich schön; nicht wie das leichte Volk
Rosenwangiger Mädchen ist,
Die gedankenlos blühn, nur im Vorübergehn
Von der Natur, und im Scherz gemacht,
Leer an Empfindung und Geist, leer des allmächtigen
Triumphirenden Götterblicks."

oder wie im Wettstreit der innigsten Zärtlichkeit Selma, im

höchsten Fluge der Liebe, selbst den Tod für wünschenswerther ansieht, als das Ueberleben, und für sich das bitterr Loos des Ueberlebens erwählt;

„Selmar, ich sterbe nach Dir! Das ist es, was ich vom Schicksal
Längst schon mit Thränen erbat. Selmar, ich sterbe nach Dir!")

„Man lese in seinem Messias die Episode von Semida. Semida von frommer Leidenschaft ergriffen gegen die, von Jesus wieder auferweckte Cidli, welche, nachdem sie Gott schon in seiner ganzen Herrlichkeit geschauet, die Ewigkeit, der sie bereits angehört, nur darum verlassen hat, um auf Erden für den Heyland zu zeugen — diese beyden Lichtgestalten, ihre engelreine Liebe, hinterlassen in der Seele einen unnennbaren, fast überirdischen Eindruck." *)

„Oder man lese Göthe's Torquato Tasso, welcher voll von Liebe und Idealität alle Nüancen des Wahnsinns und Schmerzes durchgeht, und endlich den Anfoderungen einer Welt unterliegt, in welcher Liebe und Idealität unaufhörlich anstoßen und gewaltsam zertrümmert werden; oder die Parthenais von Baggesen, dieses so frische und edle Gemählde der jungfräulichen Liebe! Allen diesen Stücken hat die erotische Poesie der Franzosen nichts der Art entgegen zu stellen, nichts zu vergleichen, durchaus nichts."

„Die erotische Sprache der französischen Poesie ist beschränkt, fade und materiell. Da giebt es nichts, als Flammen, Reize, Gluten, Schmachten, siegreiche Augen und Mienen, Wunden, Seufzer, Verlangen, Ergötzungen, (des plaisirs), Grazien, Lächeln, Scherze und andere Spielereyen.

*) Messias, vierter Gesang, V. 674 ff.

Der deutsche Dichter ergreift bey seiner Liebe die sinnliche Natur, wie die unsichtbare Welt; die Harmonie der Sphären, das Firmament, die Erde, die Gewässer, alle beseelte Wesen stimmen mit ein in die Feyerlichkeit seiner Empfindung. In sich selbst findet er stets einen Reichthum feiner Nüancen, eine unerschöpfliche Quelle zarter, unbegrenzter, mystischer Gefühle. Die entzückenden Ausdrücke: Sehnsucht, Ahnung, Schwärmerey, finden sich gar nicht in der Sprache des französischen Dichters. Man erfindet keine Worte für das, was man nicht kennt."

„In dem einzigen Epos, wie die Franzosen selbst annehmen, hat Voltaire den Tempel des Amor beschrieben, und man wird nicht läugnen, daß diese Beschreibung, von einer solchen Hand kommend, und dahin gestellt, wo sie sich findet, zum Typus dienen könne für die ganze erotische Poesie der Nation:

„Sur les bords fortunés de l'antique Idalie,
Lieux où finit l'Europe et commence l'Asie,
S'éleve un vieux palais, respecté par les tems:
La nature en posa les premiers fondemens . . .
Près du temple sacré, les Graces demi-nues
Accordent à leurs voix leurs danses ingénues;
La molle Volupté sur un lit de gazons,
Satisfaite et tranquille écoute leurs chansons,
On voit à ses côtés le Mystère en silence,
Le Sourire enchanteur, les Soins, la Complaisance,
Les Refus attirans, et les tendres Désirs.
Plus doux, plus séduisans encore que les Plaisirs.
De ce temple fameux telle est l'aimable entrée."

(Henriade, ch. IX.)

Dies ist die Liebe, wie zum größten Theil die französischen Dichter sie faßten und ausdrückten. Aber das ist nicht der

Gott, den die deutschen Dichter feyern, und schon der alte Dusch z. B. sah sich genöthigt, davon eine ganz andere Idee zu geben in seinem Tempel der Liebe (in 12 Gesängen). Eben so Friedrich Müller, in seinem kleinen Gedicht, „der Thron der Liebe“ überschrieben, welches sich also anfängt:

„Sag' an, wo steht der goldne Thron,
Der goldne Thron der Liebe?
Sahst Du noch nie das Siebengestirn?
Es flammt, gleich einer Kette,
Wohl durch die Nacht am Himmel?
Das schließt den Liebesthron rings ein,
Und giebt ihm einen hellern Schein,
Als tausend Diamanten.
Ein jedes Sternchen davon ist
Ein Auge der heiligen Liebe
Die Sterne blicken zu jeder Frist
Hernieder zum Kreis der Erde;
Der Menschen Thun sey falsch, sey wahr,
Die Sterne sehn es leicht und klar,
Und sagen's dem Gott der Liebe.“ —

Statt dessen sagt der Abbé de Chaulieu zu seiner Geliebten:

„C'est dans le palais de l'Amour
Qu'il faut finir notre querelle;
Le lit d'une paix éternelle
Est le voluptueux séjour. etc.“

„Die Liebe — sagt Münchhofen in seiner Ode, die Liebe, „ist ein Hauch der Gottheit!“ Und Boie singt:

„Liebe, wie die Seel', entstammet
Einem Himmel, Gottes Hauch;
Eines Schöpfers Odem flammet
In den Zwillingsschwestern auch.“

„Und Unzer in seinem herrlichen Gesang an Emma, „Bestimmung der Liebe:“

„Liebe flößte junges Leben
In die staunende Natur,
Als ein wollustvolles Beben
Durch die weite Schöpfung fuhr,
Und melodischer Gesang
Aus den goldnen Sphären drang.“

„Noch deutlicher offenbart sich der Contrast, wenn Dichter der beyden Nationen ein und dasselbe Sujet behandelt haben. Was hat Voltaire aus der Heldin Frankreichs gemacht, und was Schiller? Der französische Dichter hat ihren Namen gebrandmarkt, der deutsche sie apotheosirt. La Fontaine und Göthe haben denselben Stoff behandelt, jener in der Courtisane amoureuse, dieser in Gott und die Bayadere; aber um wie vieles zarter, würdiger, feiner, anständiger ist das Gemählde des Letztern! (Zachariä hat ein kleines Gedicht geliefert, die vier Tageszeiten betitelt; der Cardinal de Bernis hat denselben Gegenstand besungen. Aber welche englische Reinheit bey dem lutherischen Priester; welche schamlose Lüsternheit hingegen bey dem römischen Prälaten, welche verderblichen und mehr, als freyen Gemählde, die er endlich mit folgendem Zug einer schönen Moral beschließt:

„Rions des préceptes sauvages,
Et de nos censeurs rigoureux;
Nous serons toujours assez sages,
Si nous sommes souvent heureux!“)

Ein französischer Schriftsteller, zugleich auch einer der merkwürdigsten erotischen Dichter unserer Zeit, von Segur d. J. hat eine didaktische Abhandlung und eine Art von Geschichte der Frauen geschrieben. Dieses unbedeutende Werk, gegen

die Venus Urania des Herrn von Ramdohr gehalten, kann zur Grundlage dienen bey einer Parallele des verschiedenen Geschmacks in der erotischen Literatur beyder Nationen.“

„Die Geschichte des Don Carlos ist auch auf die französische Bühne gebracht worden, unter dem Titel Andronikus, von Campistron, einem der Nachahmer Racine's, der mit unter die vom ersten Range gezählt wird. Racine selbst im Mithridates, und Voltaire in seiner Irene haben fast dieselben Situationen dargestellt. Wenn man aber von den Liebesscenen dieser drey Stücke zum Carlos des unsterblichen Schiller übergeht, so glaubt man sich aus einem, in neumodigem, überladenem Geschmack angelegten Garten, mit schnurgeraden Beeten, und kugelförmig beschnittenen Bäumen plötzlich in eine reizende Landschaft Siciliens versetzt. Ueberhaupt, welche ganz andere Liebe, welch ein ganz anderes Gemüth bey dem Deutschen!“

„Schon Pope hatte sich vergriffen in dem Charakter der Heloise (in der Epistel, die er sie an Abälard schreiben läßt.) Aber um wie vieles anstößiger ist dieser Fehlgriff geworden bey Colardeau, dem französischen Uebersetzer, durch die Züge der Heftigkeit und der ganz physischen Leidenschaft, die er in seiner Bearbeitung hinzufügt. Das, was im Englischen nur eine unbestimmte und zurückgehaltene Andeutung ist, das ist im Französischen eine schamlose Erklärung geworden:

„Que l'amour dans tes bras avait pour moi de charmes!

. . . . . .

Unissons nos plaisirs, sans unir nos fortunes.

. . . . . .

L'amour mène au plaisir, l'amour est le vrai bien

. . . . . .

Und will man wissen, was für plaisirs gemeynt sind, so lese man weiter:

„Viens, nous pourrons encor connaître le plaisir,
Le chercher dans nos yeux, le trouver dans nos ames.
Je brule . . . de l'amour, je sens toutes les flammes.
Laisses-moi m'appuyer sur ton sein amoureux,
Me pâmer sur ta bouche, y respirer nos feux:
Quels momens, Abeilard! les sens-tu? quelle joie!
O douce volupté! . . . plaisirs où je me noie!
Serres-moi dans tes bras! presses-moi sur ton coeur:
Nous nous trompons tous deux, mais quelle douce erreur!
Je ne me souviens plus de ton destin funeste,
Couvres-moi de baisers . . . ., je rêverai le reste."

Colardeau's Werk gilt übrigens als classisch im Französischen, nicht bloß in Hinsicht der Schönheit und des Wohlklangs der Verse, sondern auch als das vollendetste Stück der erotischen Poesie, als das vollkommenste Gemählde der Liebe. Jedoch ist er in dieser Art der Behandlung nur dem allgemeinen Antriebe des Geistes der französischen Poesie gefolgt, und der Tribut der Bewunderung, den man ihm gezollt hat, hat deutlich gezeigt, daß er den rechten Ton, zu gefallen, sehr richtig getroffen habe. — Dagegen schrieb Herder im Jahre 1802 Betrachtungen über Heloise, *) die die Läuterung der Popeschen Stellen zur Absicht hatten, und die Lauterkeit und Reinheit ihrer Liebe zu Abälard in ein wahreres und reineres Licht setzen

*) Taschenbuch auf 1802, bey Vieweg. S. 30—55.

sollten. Er fügte auch einen Trauergesang auf Heloisen hinzu, und wenn es wahr ist, was Diderot gesagt hat, daß, wenn man von Frauen schreibe, man seine Feder in den Regenbogen tauchen und den Staub der Schmetterlingsflügel als Streusand gebrauchen müsse; so giebt es nichts, das ätherischer wäre, nichts rührender, zarter und bescheidener, als das, was Herder geschrieben hat." —

„Wir betrachten es demnach als eine hinlänglich bewährte Sache, daß der Cupido des französischen Parnasses keine andere, als eine irdische Gottheit sey, höchstens der Gott Ovids oder Tibulls. Seine Fittige, die ihm horizontal dienen, um von Blume zu Blume zu flattern, erheben ihn niemals zum Azur des Himmels und dem Aufenthaltsort der Unsterblichen. Wenn die aus dem Meeresschaum heraufgestiegene Venus, wenn die verstohlene Geliebte des Mars seine Mutter seyn soll, so habe ich nichts dagegen. Der Amor aber, den die Dichter der alten Teutonia besingen, ist der Sohn der Venus-Urania, und verläugnet nicht seine himmlische Abkunft. Er ist Eins mit dem himmlischen Eros, welcher, nach Hesiodos, der Schöpfung der Welten vorstand. Das Mystische, worein er sich hüllt, trägt das Herz des Menschen zu den übersinnlichen Dingen empor, entzündet es mit keuscher Flamme, erfüllt ihn mit heiliger Begeisterung, und reißt ihn heraus aus der Herrschaft der Sinne.—Töchter Thuiskons, rühmet Euch, die Liebe, die Ihr entzündet, so verherrlicht zu sehen! Ist es Euer Anblick, der so erhabene Gesinnungen einflößt, ist in der That etwas Göttliches in Euch wohnend? Wohl darf man es glauben. Wenn Petrarca eine so ideale und reine Liebe besang, so hatte er seine Gesänge an eine Laura gerichtet; Petrarca's Muse aber ist noch dieselbe, die Euern Dichtern die Verse dictirt." . .

„Jetzt noch einmal, woher diese Verschiedenheit der Ansichten, der Empfindungen, der Poesie in Behandlung der Liebe bey beyden Nationen? Etwa daher, weil der französische Geist von jeher sklavisch einer Hauptstadt, und der Geist der Hauptstadt dem des Hofes unterworfen war; während der deutsche Geist sich frey in allen Gliedern der Nation entwickelt und regt, und seine Geistesfrüchte im Schooße der Häuslichkeit reifen?" — (Allerdings mag dieser Einfluß mitgewirkt haben; aber ein wesentlicher Unterschied beyder Nationen bestand schon früher, bestand schon zur Zeit des Tacitus und Cäsar, und hat sich im Laufe der Jahrhunderte fortdauernd erhalten? Der Einfluß des Klima auf die sittlichen und geistigen Anlagen der Völker ist zu wenig begründet und auf bestimmte Gesetze zurückgeführt, als daß man von da her sichere Anwendung auf den verschiedenen Charakter so benachbarter Nationen machen könnte. Sichtbarer und verbreiteter sind die Wirkungen, welche politische Umstände, Regierungsverfassungen, Gesetzgebung und Erziehung auf die Sitten, Gewohnheiten, Grundsätze und Meynungen der Völker hervorbringen; sie bestimmen nicht selten der Nationen Tugenden oder Laster, Kraft oder Erschlaffung, ihre Geschicklichkeit, Ausbildung oder Verwilderung. Die Natur hat, mit gleicher Mutterliebe, Allen Alles gegeben; aber Gesetzgebung und Erziehung beeinträchtigen entweder, oder sichern den Menschen, die sie beherrschen, den Genuß jenes allgemeinen Erbgutes des Menschengeschlechts. Wie des Gesetzgebers Geist und Kraft den Nationalcharakter ursprünglich bestimmt, als zarten Keim dem Boden der Menschheit anvertrauet, also entwickelt sich dieser und faßt nach und nach immer tiefere Wurzel, und wächst im Fortschreiten der Zeitalter immer größer und stärker empor, entweder zum kräftig-stolzen Eichbaum, dessen heiliger Schat-

ten die kommenden Geschlechter zur Verehrung und Anbetung des Göttlichen einladet, oder zum verpestenden Sumach, dessen giftige Ausdünstungen schon gefährliche Betäubung erregen, und der, selbst verbrannt, noch tödtliche Dünste aushaucht.

Was indeß auch einen so verschiedenartigen Einfluß auf den Charakter der erotischen Poesie zweyer Nationen gehabt haben möge, es genüge uns, den eigenen Werth, die Würde des deutschen Dichters erkannt zu haben; gewürdigt zu haben, was der vaterländische Boden uns darbeut zu gesunder Nahrung und Pflege des Geistes, vor der losen, vergiftenden Speise des Auslandes; erfahren zu haben, daß der Ruhm des deutschen Namens nicht bestehe in einem Streben nach nichtigem Glanze der Außendinge, nach irdischer Lust und sinnlichem Behagen, daß vielmehr die edleren Geister der Nation ein höheres Ziel vor Augen hatten, mit ganzer Seele und ungeschwächter Anstrengung des Geistes das Göttliche zu erfassen, und der unendlichen Größe und Hoheit, so weit es endlichen Geistern vergönnt ist, sich zu nähern. Ein Spiegel ist der Mitwelt vorgehalten, klar und hell, nicht trügerisch schmeichelnd, in den Tugenden der Vorwelt, in den Werken von Deutschlands vorzüglichsten Geistern, auf daß sich ein jeder beschauend prüfe, was ihm zu thun sey, was zu lassen, um seinen großen, ungeschwächten Vorfahren ähnlich zu werden, um würdig gefunden zu werden, in ein deutsches Pantheon einzugehen. Aber nur der, in dessen Brust ein reines Feuer lodert, der nicht auf dem Götzenaltare der Ausländerey frivole Opfer gebracht, nur die, deren Empfindung, verabscheuend die lüsterne Frechheit, die glänzenden Reize der Verführung, die reine, heilige Liebe des Mannes, wie sie dem Deutschen

ziemet, belohnt, nur die dürfen sich nahen, um mit Deutschlands Genien in den Hallen des vaterländischen Heiligthums des Glücks der Unsterblichkeit theilhaftig zu werden.

Fr. G. Zimmermann.

Rede
vor einer Versammlung im Geiste.
Am sechsten August.

Ueber traurige Erinnerungen, bange Besorgnisse und ängstliche Zweifel erhebt mich Euer Anblick bey dieser Gedächtnißfeyer, Ihr Freunde der Wahrheit und des Rechts; und die seeligmachende Ueberzeugung, welche den Grund des Einverständnisses Eurer Denkart und der Einhälligkeit Eurer Gesinnung ausmacht, tritt mit hellerer Klarheit in meinem Bewußtseyn hervor. Sie hat in Euch die schwere Probe unserer Zeit überstanden, ihren Unterschied von bloßer Wohlmeynung und frommen Wunsche als Ueberzeugung bewähret, und ihren eigenthümlichen Rang als die Erste unter den Ueberzeugungen, als die Gewißheit der Wahrheit und die Wahrheit der Gewißheit, mit einem Worte, als die Stimme des Gewissens, behauptet. Durch sie hat das Licht und die Wärme des unsterblichen Lebens in Euch ungetrübt von dem verzehrenden Feuer der Selbstsucht, von der erstarrenden Kälte des Indifferentismus und dem Staubgewölke des Kampfes zwischen den neuen und alten Vorurtheilen, nicht nur fortgedauert, sondern auch an Lauterkeit und Stärke zugenommen. Ungeblendet durch die

Dunkelheit des neuen Unglücks und durch den Glanz des neuen Glücks habt Ihr Recht und Unrecht deutlicher, als je, von Macht und Ohnmacht unterscheiden gelernt; und während einer beyspiellosen, theils wilden, theils erkünstelten, Verwirrung der Begriffe des Uebersinnlichen und des Sinnlichen, ist Euch die unwandelbare Weltordnung, welche, durch die göttliche Weisheit und Gerechtigkeit bestehend, allen Zufall ausschließt, in ihrem Verhältnisse zu der wandelbaren Tagesordnung, die aus der Wechselwirkung der menschlichen Klugheit und Willkühr mit dem Zufalle entspringt, um Vieles einleuchtender geworden. So wenig die, durch laute Jubel verkündigten, Erscheinungen von Wohlstand, Reichthum, Macht und Ruhm Euch verleiten können, die menschliche Ordnung der Dinge mit der göttlichen zu verwechseln: eben so wenig vermögen Euch die Erscheinungen von Armuth, Elend, Ohnmacht und Erniedrigung, und das stille Seufzen und das öffentliche Schweigen über dieselben, zu dem Wahne hinzureißen, welcher jene beyden Ordnungen von einander trennt, und die menschliche für verlassen von der göttlichen ansieht. Bey dem schneidenden Contraste zwischen den drohenden und den verheißenden Zeichen der Zeit bleiben Euch Verstand und Herz nicht still stehen: sondern ihr werdet eben durch denselben immer dringender aufgefordert, zu bedenken und beherzigen: daß die Weltregierung des denkenden Urwesens nicht weniger über den Gang der irdischen Schicksale der Menschen, als über den Lauf der Weltkörper walte; und daß es nur Ein und Ebenderselbe Endzweck sey, welchem die hinfälligen Staats- und Lehrgebäude der Erdbewohner, auch ohne und gegen Wissen und Wollen ihrer Baumeister und Handlanger, nicht weniger durch ihr Entstehen und Vergehen, als die Weltgebäude über der Erde, und die Geschlechter des sterb-

—

lichen und des unsterblichen Lebens im Weltall, durch ihre Fortdauer, dienen müssen.

In Kraft dieser Ueberzeugung seyd Ihr dann auch am heutigen Tage keineswegs der täuschenden Tröstungen fähig und bedürftig, welche den Kummer gekränkter Selbstliebe in behagliche Träume einwiegen, oder den gesunkenen Muth durch aufgeregten Eigendünkel erheben, und so wenig Euch die kleinmüthige Furcht, welche sich durch Seufzen und Verstummen ausspricht, die Zunge bindet, so sehr verschmähet Ihr die Prunkreden, durch welche entweder beleidigter Stolz in der Sprache des halb zurückgehaltenen, halb ausbrechenden Unwillens, oder geschmeichelte und schmeichelnde Eitelkeit mit wonnetrunkener Redseeligkeit, die Ohren der Geistesverwandten ergötzt.

Möge es mir gelingen, in Euren Gemüthern zu lesen, und im farbenlosen Lichte Eurer Denkart anzudeuten, was dieser Tag Euch ins Gedächtniß zurückruft, ans Herz legt, und zu erwägen giebt!

Die Staatsverfassung, welche durch die am 6ten August 1806 erfolgte Niederlegung der deutschen Reichskrone vollends und förmlich aufgelöset wurde, hatte einst die vielen und zahlreichen Völker unsrer Sprachgenossenschaft in eine große Nation vereiniget, und ihrer Gesammtheit den Rang und die Vortheile eines für sich bestehenden gemeinen Wesens gewährt. Sie hat in ihrem Zusammenhang mit der Lage und Beschaffenheit des deutschen Bodens, und dem Temperamente seiner Bewohner, jene Eigenthümlichkeit unsrer Nationalität herbeygeführt und aufrecht erhalten, welche, weil sie der Auszeichnung durch die am meisten in die Sinne fallenden Eigenschaften im Wege steht, unter dem Namen der Mittelmäßigkeit berüchtigt, aber in dem sie durch die gleichweite Entfernung von den Extremen der

rohen und der verfeinerten Sinnlichkeit, des Ueberflusses und des Mangels, und der Zügellosigkeit und der Unterwürfigkeit vorzüglich die Entwickelung der moralischen Anlagen begünstigt, dem richtigen Beurtheiler des wahren Menschenwerthes so ehrwürdig ist. Ungeachtet aber schon darum der Umsturz jener Verfassung als Nationalereigniß und als Weltbegebenheit für Euch von der äußersten Wichtigkeit ist: kann Euch gleichwohl das geringe Aufsehen nicht befremden, das derselbe bey unsren Zeitgenossen verursacht hat. Durch die Menge der gleichzeitigen Weltbegebenheiten unsrer Tage mußte der Eindruck dieser Einen geschwächt werden. Jedes andre Volk hatte für sich selber mehr, als je, entweder zu fürchten oder zu hoffen, und in Deutschland wurde das Schicksal des gemeinschaftlichen Vaterlands, von Einigen über das Schicksal von Europa, von den Meisten über das Schicksal ihrer heimathlichen Provinz, aus dem Auge verloren. Wiederholte und schnell auf einander gefolgte Kriege haben sich mehr oder weniger über das gesammte Deutschland verbreitet. Die Drangsalen und Schrecknisse derselben haben in den Gemüthern der härter Bedrängten und Beängstigten Erschöpfung und Betäubung zurückgelassen; und die bange Sorge für verlornes, bedrohtes, erschwertes und verkümmertes Eigenthum und Gewerbe hat jedes höhere Interesse auch aus Gemüthern verdrängt, denen es sonst nicht fremd war. Manche hingegen, welche bey der Auflösung des Reiches für ihre Personen nichts zu verlieren, und bey der neuen Ordnung der Dinge einträglichere Aemter, Standeserhöhungen, Ehrenzeichen zu gewinnen hatten, oder hoffen, sehen an jener Auflösung hauptsächlich nur die Aufhebung der Hindernisse, welche in Deutschland die Anerkennung der ausgezeichneten Talente, und die Fortschritte der höheren Civilisation so lange verspätet haben. Eingeweihte in die Mysterien

einer Spekulation, welche durch ein neuerfundenes Anschauen der, ehedem nur denkbar gewesenen Universalität, das wissenschaftliche Heil der Menschheit errungen zu haben glaubt, schauen und verkündigen an dem Untergang des deutschen Reiches den Aufgang des politischen Heils, den Sieg der Intelligenz über die Hauptübel des weltlichen und geistlichen Regimentes, Feudalismus und Hierarchie, und die Vereinigung der Politik und der Philosophie bis zur wirklichen Durchdringung von Beyden in der Herrschaft der liberalen Ideen. Endlich Staatsmänner und Geschichtsforscher, welche sich zu dieser Höhe des Zeitalters und seiner Anschauung nicht empor zu arbeiten vermögen, und überhaupt die mehrsten Stimmen, welche sich bis jetzt über die Begebenheit des heutigen Tages öffentlich vernehmen ließen, fanden bey derselben in der Hauptsache nichts zu erinnern als „an die Hinfälligkeit einer in ihrem „Ursprunge ehrwürdigen, aber durch den allen menschlichen „Dingen anklebenden Unbestand fehlerhaft gewordenen Ver„fassung. Nur diesem Umstande müsse man die im Jahre „1795 im Reiche selbst sich hervorgethanene Trennung zuschrei„ben, welche eine Absonderung des Interesses des nördlichen „und des südlichen Deutschlands zur Folge hatte. Von diesem „Augenblicke an haben nothwendig alle Begriffe von gemein„schaftlichen Vaterland verschwinden müssen, und vergeblich „habe man Deutschland im deutschen Reichskörper aufgesucht."

Auf Eurem Standpunkte, Ihr Versammelten im Geiste! verschwinden diese Rücksichten entweder gänzlich oder sie ordnen sich einer höheren Ansicht unter. Wie sehr auch die Glücksumstände von Mehreren unter Euch durch die Begebenheiten unsrer Tage sich verschlimmert haben: so hat doch keinen jener Grad des Unglücks getroffen, bey welchem das Interesse am Allgemeinen sich in das Ringen für die leibliche Selbsterhaltung

des Individuums verliert. Ihr habt nur mehr als sonst entbehren und ertragen, und Euer eignes Wohl und Weh über das gemeinschaftliche leichter vergessen gelernt. Einigen haben jene Begebenheiten äußere Vortheile zugeführt. In einen erweiterten Wirkungskreis versetzt, vergessen sie nicht, was derselbe dem Vaterlande gekostet hat, und erfreuen sich seiner in der Hofnung, das Böse verhindern und das Gute befördern zu können, das sie nicht erst durch ihren Glückwechsel kennen, verabscheuen und lieben gelernt haben. Euch Alle, wie auch das Loos eines Jeden gefallen sey, bindet ebendieselbe Gewissenspflicht, die Euch an die vorige Ordnung der Dinge gebunden hat, nunmehr an die gegenwärtige. Sie ist und bleibt von dem Fallen und Steigen der Macht und des Wohlstandes der Staaten unabhängig; und Eure neuen, oder erneuerten, Regierungen haben nicht erst den Zwang der Gewalt gegen Euch aufzubieten, oder glänzende Aussichten vor Euch zú eröfnen, um sich Eures Gehorsams zu versichern, der schon während ihrer Altersschwäche die Probe der Treue in Glück und Unglück bestanden hat.

Je mehr die Philosophen unter Euch die Wahrheit im Allgemeinen von der Wahrscheinlichkeit im Besondern und Einzelnen unterscheiden gelernt haben, desto weiter sind sie von der Anmassung entfernt, Begebenheiten ergründen, und die der Erfahrung eigenthümliche, in keinem einzelnen Falle vollständige, in jedem immer nur mehr oder weniger wahrscheinliche Kenntniß durch die Gewißheit des Gewissens ergänzen, oder ersetzen, oder durch Spekulation auf die rein erkannte Wahrheit überhaupt zurückführen zu wollen. Sie überlassen es daher lediglich der Geschichte, die Thatsache der Auflösung des deutschen Reiches aus den veranlassenden und herbeyführenden Thatsachen, so weit dieselben der Wahrnehmung zugänglich

sind, ohne ihr dabey eine andere Gewißheit zuzumuthen oder aufzudringen, als mit welcher sich der Mensch bey allem seinen Verstehen und Begreifen des Einzelnen, Sinnenfälligen und Wandelbaren behelfen muß. Sie wissen, daß sich dieselbe in jedem gesunden und unverkünstelten menschlichen Bewußtseyn zwar an die über ihr stehende höhere Wahrheit und Gewißheit des Allgemeinen, Uebersinnlichen und Unwandelbaren anschließen muß, und nie von derselben verlassen ist; daß sie sich aber auch nur durch Irrwahn in diese Höhere verlieren, nur durch Verwirrung in dieselbe übergehen, nur durch Erschleichung den Schein einer gemeinschaftlichen, gleichen, oder eben derselben, Gewißheit annehmen kann. Die ungemischte und ungetrennte, Gewißheit der Wahrheit und der Wahrscheinlichkeit, oder des Gewissens und der Erfahrung, deren Begrif und Erkenntniß das Eigenthümliche Eurer Philosophie, deren Gefühl und Genuß aber das Eigenthümliche des gesunden Menschenverstandes ausmacht, ist den Philosophen und den Nichtphilosophen unter Euch gemeinschaftlich; und schon darum ist es Euren Staatsmännern und Geschichtskundigen unmöglich, bey ihrer Ansicht und Beurtheilung politischer Begebenheiten entweder die Aussprüche des Gewissens zu verläugnen, oder dieselben in die Begebenheiten selber hinein zu tragen.

Freylich waren die Mängel und Fehler der deutschen Verfassung zu handgreiflich, als daß sie nur den Staatsmännern und Geschichtskundigen unter Euch auffallen konnten. Aber wie hättet Ihr über diese Mängel und Fehler vergessen können, daß die damit behaftete Verfassung ungeachtet derselben, und zum Theil sogar durch dieselben, eine wesentliche Bedingung der bisherigen Entwicklung des deutschen Nationalcharakters, und jener Geistesbildung gewesen ist, welche aus dem gemein-

schaftlichen Bestreben der Edleren unter dreyßig Millionen Sprachgenossen hervorgieng! Ihr wisset es wohl, und könnt nicht vergessen, daß auch die besonderen Eigenthümlichkeiten, deren Ihr Euch als Süd- und Nord-Deutsche, als Ober- und Niedersachsen, als Franken, Westphalen, Schwaben u. s. w. erfreuen zu müssen glaubet, und die eben auch in ihrem Unterschiede und Zusammenhang zur deutschen Nationaleigenthümlichkeit gehören, sich keineswegs ohne die Eigenthümlichkeit und lange Fortdauer, der bisherigen deutschen Verfassung hätten erhalten und entwickeln können; und daß jedes einzelne deutsche Volk von den Blüthen und Früchten der Cultur aller Uebrigen ungleich mehr zu empfangen hatte, als es zu derselben beyzutragen vermochte. Ich erblicke in dieser Versammlung so manchen außerhalb der Gränze des ehemaligen deutschen Reiches gebohrnen und eingebürgerten Sprachgenossen, den Schweizer, Elsasser, und Lothringer neben dem Preußen, Lief- und Curländer, den Schleßwiger neben dem Siebenbürger, u. s. w. deren jeder mit unsrer Muttersprache die von ihr unzertrennliche Denkart beybehalten hat, ohne darum mit weniger Treue seinem nicht deutschen Vaterlande anzuhängen. Ich erblicke endlich so manchen Ausländer von jeder andern gebildeten Nation, der unsre Sprache und Literatur durch vertrautere Bekanntschaft achten und lieben gelernt hat, und wohl weiß, und nicht vergessen kann, wie viel er von dem, was uns Allen als Menschen das Theuerste seyn muß, der entwickelten Eigenthümlichkeit des Nationalcharakters und der Geistescultnr der Deutschen zu verdanken hat.

Was kann aber dem Menschen, in welchem das Wesen seiner Gattung, über die ihm dienenden Zufälligkeiten herrschend, zu sich selbst kommt, am Menschen theurer seyn, als die Anlage zur Gründlichkeit der Denkart und Rechtlichkeit der Gesinnung,

die sich unter allen menschlichen Anlagen zunächst auf die Wahrheit und das Recht bezieht, und welche dem Deutschen freylich weder ausschließend, noch ohne Ausnahmen eigentlich ist, aber selbst nach dem einstimmigen Urtheile unterrichteter und unpartheyischer Ausländer zu den hervorragendsten Grundzügen eines Nationalcharakters gehört! Von dieser Anlage ist jene Tiefe der Geistesbildung unzertrennlich, welche sich über den, an das Sinnenfällige gebundenen, Verstand erhebt, das, durch klare Gefühle wahrgenommene, Uebersinnliche auch durch deutliche Begriffe zu erkennen, und sonach recht eigentlich durch die Vernunft zu vernehmen strebt, darum mit Recht die höhere Geistesbildung heißt, und die deutschen Selbstdenker mit beyspiellosem Ernste und Eifer beschäftigt. Mit ebenderselben Anlage hängt auch jene Gelehrigkeit und Wißbegierde zusammen, die sich auf dem Gebiete der Erfahrung über alle Sach- und Sprachkenntnisse der ältern und der neueren Zeiten, des Auslandes und des Vaterlandes, verbreitet, und das Gemeinnützigste, was das menschliche Geschlecht durch sein bisheriges Ringen und Streben errungen und erstrebt hat, durch die deutsche Zunge auszusprechen sich beeifert.

Mit der Wehmuth dankbarer Erinnerung, aber ohne alle Besorgniß für diese ehrwürdige Eigenthümlichkeiten, sehet Ihr auf das umgestürzte Staatsgebäude zurück, welches allerdings eine Bedingung der Entwicklung, aber keineswegs der Grund des zu Entwickelnden gewesen ist. Das Eigenthümlichste jener Eigenthümlichkeiten besteht eben darin, daß sie von dem Unwandelbaren am Menschen, dem sie alles Wandelbare zu unterwerfen streben, ausgehen, und einmal zur wirklichen Kraftäußerung entwickelt, sich durch ihr eigenes Leben erhalten und fortpflanzen. Die erfüllte Bedingung hat dem, nicht mehr durch sie, Bedingten Platz gemacht; die verwelkte und

abfallende Blüthe, dem heranreifenden Fruchtkeime, für dessen weiteres Fortkommen nun durch andere Bedingungen gesorgt ist. Während das ehemalige Staatsgebäude des französischen Reichs, ungeachtet der Machtvollkommenheit seiner Alleinherrscher, durch sein eigenes Volk umgestürzt wurde, hatte sich das deutsche Reich, welches schon so lange her durch die Eifersucht der mächtigeren Reichsstände, und die Ohnmacht seines Oberhauptes, in seiner Grundlage untergraben war, noch immer durch die unerschütterte Treue unseres Volkes gegen seine Regenten aufrecht erhalten. Unter den mannichfaltigsten, theils schwärmerischen, theils hinterlistigen Vorspiegelungen von Freyheit und Gleichheit, bewährte sich die Gründlichkeit und Rechtlichkeit des deutschen Volkscharakters; und unter den mannichfaltigsten Stöhrungen der Ruhe und des Wohlstandes, welche die französische Revolution bald genug über Deutschland gebracht hatte, schritt die deutsche Geistescultur im Wesentlichen sowohl ihrer Tiefe als auch ihres Umfangs, unaufhaltsam weiter fort. In dieser Cultur, und jenem Charakter, hat unser deutsches Vaterland das deutsche Reich wirklich überlebt, sich schon vor der Auflösung des Reichskörpers, und während die Politiker das Vaterland noch immer in diesem Körper vergebens aufsuchten, durch eigene Kraft über denselben emporgeschwungen, und in der deutschen Nationalität ihr unsterbliches Leben behauptet.

Unsterblich, wie die Menschheit selber, ist diejenige Nationalität, welche anstatt die Eigenthümlichkeit der Menschheit der Eigenthümlichkeit eines Volkes unterzuordnen, vielmehr diese jener unterordnet. Sie kündiget sich durch eine Vaterlandsliebe an, die im Grunde nur Nationalehrliebe ist, und gleichweit von Nationaleitelkeit und Nationalhochmuth entfernt, sich zu dem gerechten Nationalstolz erhebt, der keinem andern

zu nahe tritt, weil er in der Denkart und Gesinnung des Weltbürgers sein Wesen hat. Eben um dieser Denkart und Gesinnung willen wünschet, und von derselben erwartet, der ächte Deutsche die Fortdauer seiner Nationalität. Er liebt und ehrt sein Volk nicht so viel, weil es das Seinige ist, als weil er dasselbe mehr als andere Völker aufgelegt und geneigt findet, jedem andern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die eigenthümlichen Vorzüge eines Jeden als ein Gemeingut der Menschheit anzuerkennen, jede nützliche Anstalt, jede musterhafte Einrichtung, jedes Meisterstück der Kunst und des Gewerbfleißes, jede Entdeckung in dem Gebiete des Wissens, jede große und edle That bey jedem Volke mit gleichen Eifer aufzusuchen, mit gleicher Unbefangenheit zu würdigen, und im Namen der Menschheit auf fremdes, wie auf einheimisches Verdienst stolz, den Segen und die Ehre des Auslandes und des Vaterlandes bey der Mitwelt und Nachwelt zu vertreiben.

In Kraft derselben Denkart und Gesinnung, durch welche sichs der gebildete Deutsche so ernstlich angelegen seyn läßt, die eigenthümlichen Vorzüge jedes Volkes kennen zu lernen, und zum allgemeineren Genusse und Gebrauche zu bearbeiten, bietet der deutsche Selbstdenker allen Scharfsinn seines Geistes, und allen Reichthum seiner Sprache auf, um die eigenthümlichen Vorzüge der Menschheit überhaupt in den reineren Gefühlen und bestimmteren Begriffen der vernünftigen Natur zu erforschen und darzustellen. Darum hat und kennet die deutsche Philosophie keine wichtigere Aufgabe als die Ergründung des Unterschieds und Zusammenhangs der Vernunft mit der Sinnlichkeit, und des nur dadurch zu enthüllenden Verhältnisses des Gewissens zur Erfahrung, und der Wahrheit zur Wahrscheinlichkeit. Darum arbeitet diese Philosophie, wie keine andere, mit schwer zu befriedigendem und unermüdlichem Bestreben,

die Grundbegriffe des Erkennens und des Handelns von der Verwirrung des Sinnlichen und des Vernünftigen zu befreyen;— in dem Grundbegriffe der Religion den Unterschied und Zusammenhang des Göttlichen mit dem Natürlichen, ohne Trennung und Mischung von Beyden, aufzuweisen, und dadurch den Glauben des Gewissens in seiner Erhabenheit über die, dem Aberglauben und dem Unglauben gemeinschaftlichen, Mißverständnisse zu verdeutlichen, — in dem Grundbegriffe der Rechtlichkeit und Sittlichkeit den Unterschied und Zusammenhang des Dürfens und Könnens, und des Sollens und Müssens, zu entwickeln, und dadurch sowohl dem Widerstreite als auch der Vereinerleyung des Rechtes mit der Macht, und der Pflicht mit dem Zwange, wenigstens auf dem Gebiete der Wissenschaft gründlich abzuhelfen, — in dem Grundbegriffe des Staatsrechts den Unterschied und Zusammenhang der Rechte des gemeinen Wesens mit den Rechten des einzelnen Bürgers zu erforschen, und dadurch das Hin- und Herschwanken zwischen den Maximen des Despotismus und der Anarchie wenigstens aus der wissenschaftlichen Ansicht des bürgerlichen Lebens zu entfernen, — in dem Grundbegriffe des Völkerrechtes den Unterschied und Zusammenhang der wesentlichen Gleichheit des Rechts mit der zufälligen Ungleichheit der Macht aufzuklären, nnd der von ihrer bisherigen Vieldeutigkeit geläuterten Idee des politischen Gleichgewichtes ihren Platz in den Lehrbüchern des Völkerrechts aufzubewahren.

Nur verblendete und verblendende Eigenliebe könnte uns mit der Einbildung schmeicheln, daß diese Grundbegriffe bey uns keiner weiteren Entwicklung fähig und bedürftig sind, und daß in denselben die reinen Vernunftbegriffe bereits jene vollendete Bestimmtheit und Einfachheit erreicht haben, durch welche sie in ihrem eigenthümlichen Unterschied und Zusammenhang mit

den Erfahrungsbegriffen auf immer feststehen, und über jeden Zweifel erhaben sind, während unter ihrer schützenden Obhut die mit ihnen ungemischten und ungetrennten Erfahrungsbegriffe in ihrer eigenthümlichen nie zu vollendenden Entwicklung fortschreiten. Noch immer ist auch unter unseren Forschern das Verhältniß der Vernunftbegriffe zu den Erfahrungsbegriffen streitig. Indem man Beyde insgemein nur durch Trennung zu unterscheiden, und nur durch Wegsehen von ihrem Unterschiede zu vereinigen pflegt, treten sie in den Widerspruch miteinander, der nur durch eine, der Phantasie allein mögliche, Mischung unsichtbar werden kann. Noch immer ist die Bedingung unerfüllt, unter welcher die nichttrennende Unterscheidung und nichtmischende Vereinigung beyder Begriffe möglich ist. Noch immer ist der Unterschied der Wahrheit von der Wahrscheinlichkeit, und dieser von dem täuschenden Scheine der Wahrheit, nicht ausgemacht; und so nahe dem gesunden Verstande die Ueberzeugung zu liegen scheint: daß uns die gewisse Wahrheit nur im Allgemeinen, — im Besondern und Einzelnen aber nichts als Wahrscheinlichkeit erreichbar ist: soweit scheint die Spekulation noch zur Zeit davon entfernt zu seyn. Darum sind unsre Philosophen von Profession selbst über den Grundbegriff ihrer Wissenschaft noch nicht einverstanden; und während die Einen dafür halten, daß sich auch die philosophische Erkenntniß mit bloßer Wahrscheinlichkeit ohne gewisse Wahrheit begnügen müsse, glauben die Anderen, daß sich für dieselbe die Wahrscheinlichkeit in lauter gewisse Wahrheit verlieren müsse. Nichts desto weniger sind die bisherigen Versuche der Deutschen über die wahre Erkenntniß der Wahrheit, als Vorbereitung und Einleitung zur Beantwortung der großen Frage, über welche die Menschheit weder im Dunkeln bleiben, noch sich mit bloßem Meynen behelfen, noch auch mit

täuschender Gewißheit abfinden kann, unstreitig für jeden der den Sinn jener Frage auch nur zu ahnen vermag, von hoher Wichtigkeit; und wer jene Versuche mehr als obenhin kennt, der weiß, daß bey denselben die Resultate des edelsten Bestrebens des menschlichen Geistes unter allen Völkern benutzt sind, daß dieselben auch darum schon an dieser Gründlichkeit ihres Gleichen bey keiner andern Nation aufzuweisen haben, und daß die Unterbrechung und das Aufhören jener fast nur noch in Deutschland fortdaurenden Untersuchungen eine der gewissesten und schlimmsten Folgen der unterdrückten Eigenthümlichkeit der deutschen Geistescultur seyn würde.

Die Unterdrückung dieser Eigenthümlichkeit würde allerdings von der Auflösung des deutschen Reiches zu befürchten gewesen seyn, wenn diese in den ersten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts eingetreten wäre, oder die deutsche Geistescultur sich nicht über die Stufe erhoben hätte, auf welcher sie sich zu jener Zeit befunden hatte.

Die französische Sprache war besonders seit der Epoche Ludwigs des Vierzehnten nach und nach durch ganz Europa die Sprache der Cabinette, der Höfe, und überhaupt der höheren Stände geworden. Vorzüglich hatte sie sich auf diesem Wege in Deutschland durch die beyspiellose Menge seiner Höfe, seiner diplomatischen Geschäftsleute und seines Adels ausgebreitet. Die Personen von Geburt und Stand lasen selten ein anderes Buch als ein französisches, verschrieben die Erzieher und Erzieherinnen ihrer Kinder gemeiniglich aus Frankreich, und die Sprache und die von derselben unzertrennliche Denkweise der damaligen Franzosen machte das Eigenthümliche der Bildung aus, durch welche sich bey uns die große Welt von der einheimischen Schule, die nur für die Bürgerlichen und durch diese vorhanden war, unterschied und absonderte. Die

Muttersprache von den Gelehrten größtentheils über der Lateinischen verwahrloset, fiel in jeder Rücksicht der Gemeinheit des gemeinen Lebens anheim. Sie war ungeachtet ihrer Originalität und ihres Reichthums, in Vergleichung mit den durch die schönen Redekünste bereits ausgebildeten Abkömmlingen und Verwandten der abgestorbenen römischen, ungeschliffen und unbehülflich geblieben. Die dichterischen Versuche, welche sie bis dahin aufzuweisen hatte, zeichneten sich nicht weniger durch Geschmacklosigkeit als durch Talente aus, und bis auf Thomasius und Wolf war an die Brauchbarkeit der deutschen Sprache für die Philosophie nicht gedacht worden.

Unterdessen hatte sich in der Hauptstadt Frankreichs unter Ludwig dem Funfzehnten zwischen der großen Welt und einer in ihren Sinn eintretenden und für ihren Dienst arbeitenden Schule jene merkwürdige Wechselwirkung eingefunden, durch welche in kurze Zeit die damaligen französischen Weltleute Weltweise, und die Wettweisen Weltleute geworden sind. Mit denselben Kenntnissen, und Geschicklichkeiten, mit denen einst die athenienfischen Redekünstler so meisterhaft wahr zu machen wußten, was das herrschende Volk gerne hörte, wurde nun die, zur Zeit in Versailles und Paris gewöhnliche Denkart und Gesinnung der Mächtigen und Reichen auf bestimmtere Begriffe zurückgeführt, zierlich, glänzend, prächtig eingekleidet, und als die wirkliche Weisheit der wirklichen Welt, und als die hohe Kunst des hohen Lebens aufgestellt. Der Witz und Scharfsinn ausgezeichneter Köpfe, der insgemein, und noch immer, für die Energie der Denkkraft gilt, wetteiferte bey diesem Geschäfte in der Kühnheit der französischen Redekünstler mit dem Uebermuthe ihrer vornehmen Gönner und Beschützer, nahm den Rang des freyen und starken Geistes an; und trat die Philosopheme Descartes, Malebranches, Fene-

lons u. s. w. zugleich mit den Dogmen des Kirchenglauben, bald hohnlachend bald zürnend, zu Boden. Die höchsten Grundsätze, von denen die neue Weisheitslehre ausgieng, und worauf ihr gesammter Inhalt zurückführte, sind unter den mannichfaltigsten, faßlichsten, eindringendsten Einkleidungen, besonders in den Schriften Voltaires und der Encyklopädisten vorgetragen; und unter denselben ragt als die Grund- und Hauptlehre hervor: „daß die Selbstliebe, die Triebfeder alles menschlichen Denkens, Wollens und Handelns, keiner andern Beschränkung als durch Gewalt von Außen und durch Klugheit von Innen fähig und bedürftig sey, und daß das Wesen des Rechts nur in derjenigen Macht, Stärke, Energie, bestehen, in welcher die Gewalt durch Klugheit und diese durch jene wirksam ist."

Unstreitig gehen diese Maximen aus dem gewöhnlichen Thun und Lassen des großen Haufens aller Stände bey allen Völkern hervor. Als Gesinnung lassen sie sich an den unteren nicht weniger als an den höheren Classen nachweisen. Als Denkart entwickeln sie sich bey den Höheren in dem Verhältnisse mehr, in welchem bey einem Volke die moralische Cultur hinter der Civilisation zurück bleibt. Aber als wissenschaftliche Ansicht haben sie sich noch nie und nirgends mit so viel Zuversichtlichkeit, Aufsehen und Erfolg angekündigt, als indem sie nun mit den stolzen Ansprüchen und dem glänzenden Gepräge der vereinigten Weltklugheit und Weltweisheit des tonangebenden Volkes hervortraten.

Aber in Deutschland gab und giebt es durch die Eigenthümlichkeit seiner ehemaligen Verfassung keine tonangebende Hauptstadt, schon darum auch kein großes Treibhaus der Wissenschaften und Künste zum Behuf der Mächtigen und Reichen, und in so fern auch keine unmittelbare Wechselwirkung zwischen

der großen Welt und der Schule. Unsre Universitäten sind von den Residenzen entfernt, und hängen unter einander selber nur durch das gemeinschaftliche Interesse der Wissenschaften und durch das Bedürfniß der Mittheilung und Theilnehmung ihrer Arbeiten zusammen. Mögen unsre Lehrer und Schriftsteller immer in Weltkenntniß, Weltklugheit, Weltton zurück geblieben seyn! Sie haben damit nicht zu theuer erkauft, was sie an unverdorbenen Sitten, an ungestörter Muße und an unbefangenem Interesse für ihr Berufsgeschäft gewonnen haben. Die Verbesserung unsrer vaterländischen Redekünste, und die feinere Ausbildung unsrer Muttersprache ist durch den Mangel einer eigenthümlichen Hauptstadt allerdings verspätet, aber keineswegs unmöglich gemacht worden. Sie fand sich endlich kurz vor dem siebenjährigen Kriege ein; und schritt unaufgehalten von demselben, und mit einem Erfolge fort, welcher um so mehr an die sogenannten goldenen Zeitalter der redenden Künste in Italien, Frankreich und England erinnert, jemehr dabey wirklich auch die Früchte derselben benutzt wurden. Die deutsche Sprache und Literatur hatte sich von dem Helden jenes Zeitalters zwar der Duldung und eines mittelbaren Schutzes, aber keiner Aufmunterung zu rühmen; und Beyde hatten schon einen sehr bedeutenden Grad ihrer Vervollkommnung erreicht, als sie sich der Unterstützung durch einige Fürstenhäuser, hauptsächlich des Weimarischen, zu erfreuen anfingen. Aber weder durch die Gleichgültigkeit der meisten übrigen, noch selbst durch die so lange und so laut geäußerte Vorliebe Friedrichs des Zweyten für das Ausländische, wurden die schnellen Fortschritte jener Vervollkommnung gehemmt. An der, durch unsre Dichter und Prosaiker feiner ausgebildeten, deutschen Sprache trat nun auch jenes Gepräge des tieferen Wahrheitssinnes, welches ihr die deutsche Gründlichkeit von jeher aufgedrückt

hatte, auffallender hervor. Leibniz hatte sich noch bey seinen philosophischen Verhandlungen der lateinischen und französischen Sprache bedienen zu müssen geglaubt. Aber schon die leibnizisch-wolfische Schule philosophirte oft und viel in der Muttersprache; und mit dieser ersten Schule eigentlich deutscher Philosophie begann die Wechselwirkung zwischen unsrer Sprache und unsrer Philosophie, welche seitdem ununterbrochen fortdauert und zunimmt, zu den hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten unsrer Geistesbildung gehört, und mit jedem ihrer Fortschritte den entschiedenen Widerstreit der deutschen Wissenschaft mit der encyklopädistischen Weisheit auffallender entwickelt hat. Die von Zeit zu Zeit aufgestellten Resultate des deutschdenkenden und deutschredenden Philosophirens wurden nach und nach von der Mehrheit des gebildeteren Mittelstandes, und von nicht Wenigen unter den höheren Ständen, mit Achtung und Liebe aufgenommen; und indem sie in so ferne aus der Schule in die Denkart und Gesinnung des wirklichen Lebens übergingen, und die, ihnen von der Schulsprache anhängende, Einseitigkeit ablegten, nahmen sie hier den Charakter der Aussprüche des gesunden Menschenverstandes an, während sie von der ausländisch gebildeten Mehrhett unsrer großen Welt durch die in Frankreich endlich zum Spottnahmen gewordene Benennung der Metaphysik lächerlich gemacht wurden.

Unter den mannichfaltigen bedingenden Umständen, welche bey der Auflösung des deutschen Reiches zusammenwirkten, ist die Trennung zwischen der großen Welt und der einheimischen Philosophie in Deutschland wohl nicht weniger der Erwägung werth, als jene Coalition zwischen der ehemaligen französischen großen Welt, und der Philosophie ihrer Hauptstadt, welche schon so oft und so viel unter den Veranlassungen der französischen Revolution zur Sprache gekommen ist. Die Grundlehre

der besagten Coalition wurde zu oft und zu laut wiederholt, und war zu faßlich und zu bequem, als daß sie nicht endlich auch dem großen Haufen aus den niedrigren Classen, auf dessen Unkosten sie zum Theil von dem Höheren geltend gemacht wurde, allgemeiner in die Augen springen sollte. Im erwachenden Bewußtseyn einer Uebermacht, für welche die Mehrheit der Lungen und der Fäuste Gewähr leistete, glaubte nun der Pöbel klüger und mächtiger geworden zu seyn, gebrauchte das Recht des Stärkeren zu seinem Vortheile, und spielte als die umgekehrte große Welt eine Zeitlang den Meister. Auf der andern Seite läßt sich an den hauptsächlichsten Thatsachen, welche den endlichen Umsturz des deutschen Reiches herbey führten, einerseits die immer zunehmende Wirksamkeit jener ausländischen Grundlehre der Welterfahrungsweisheit, und andererseits die dadurch bedingte Unwirksamkeit der entgegengesetzten Ansicht unserer einheimischen Schule nachweisen.

Ohne diese Unwirksamkeit und jene Wirksamkeit würde es entweder keine Pilnitzer Convention gegeben, oder diese würde keine andre Maßregeln beschlossen haben, als welche die Sicherheit Deutschlands beabsichtiget hätten, ohne der Selbständigkeit Frankreichs weder durch Einmischung in seine innern Angelegenheiten, noch durch Absichten auf Theile seines Gebietes, zu nahe zu treten. Die gerechten Ansprüche auf Entschädigung der in Elsaß und Lothringen beeinträchtigten deutschen Besitzer wären von der deutschen Reichsversammlung bis zur wieder eingetretenen Ordnung und Ruhe in Frankreich aufgeschoben worden; aber jede Verletzung der deutschen Reichsgränze würde für Oesterreich und Preußen die dringendste Aufforderung geworden seyn, ihre gegenseitige Eifersucht über ihr bedrohtes gemeinschaftliches Interesse zu vergessen, und in der Unverletzlichkeit Deutschlands die Vormauer ihrer eigenen Erbstaaten zu be-

schützen. Kein Baseler Frieden endlich würde das nördliche Deutschland von dem südlichen getrennt, und die Schicksale Deutschlandes und den aufeinander folgenden Friedensschlüssen von Campo Formio, Luneville, Preßburg u. s. w. herbey geführt haben.

Ohne die vorherrschende Denkart derjenigen Weltklugheit, nach welcher jede Macht darf was sie kann, und das Interesse Aller von dem Interesse eines Jeden nur durch Trennung sich unterscheiden, und um durch Unterordnung unter das Interesse eines Einzigen, welcher jeder gerne seyn möchte, vereinigen läßt, — würden die europäischen Cabinette vor und während der französischen Revolution wirklich gewußt haben, was sie mit ihrem sogenannten Systeme eines politischen Gleichgewichtes wollten, und wollen müßten. Sie würden dieses von ihnen so laut anerkannte Palladium ihrer Selbstständigkeit nicht selber untergraben, und die offenbare Verläugnung seines Grundbegriffes durch die Theilungen von Pohlen theils beschlossen, theils zugegeben, haben. Die Mängel und Fehler jenes wirklich systemlosen Systemes, welche den unvermeidlichen Uebergang in ein entscheidendes Uebergewicht vorher verkündigten, würden durch friedliche Unterhandlungen nach und nach aufgehoben, oder unschädlicher geworden seyn; und die von Rechtswegen Jedem gleichwichtige Selbständigkeit Aller würde mehr den einfachen und sicheren Maaßregeln der erhaltenden Gerechtigkeit, als den unsicheren Berechnungen der übervortheilenden Klugheit, und den ungewissen Entscheidungen des zerstörenden Kriegsglückes überlassen werden seyn. So wenig sich endlich die deutschen Reichsstände über die Nothwendigkeit einer durch den Drang der Umstände vielmehr unvermeidlichen als unmöglichen, aber freylich nur durch Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe möglichen, Wiedergeburt des deutschen Reiches

zu täuschen vermocht hätten: eben so wenig würden auch die übrigen europäischen Mächte es rathsam gefunden haben, die Unabhängigkeit jenes großen Landes, das durch die Eigenthümlichkeit seiner Verfassung jedem Andern ungefährlich geblieben wäre, während es durch seine Lage und Bevölkerung die gemeinschaftliche Schutzwehr Aller werden konnte, ihrem Schicksale zu überlassen.

Was in allen diesen Rücksichten geschah und unterblieb, das geschah und unterblieb gemäß den herkömmlichen und gemeinüblichen politischen Maximen der großen Welt, mit theils bewußtloser, theils absichtlicher Ausschließung der sich fortschreitend entwickelnden moralischen Grundbegriffe der Schule. Die nach jenen Maximen unvermeidlichen Fehden der Mächte unter einander betrachten zunächst das Unrecht, welches man nicht erleiden wollte ohne zu müssen, wohl aber thun zu müssen glaubte, wenn es ohne größeren Nachtheil, oder mit wahrscheinlichen Vortheil, thunlich schien. Der Erfolg fiel daher lediglich der Vereinigung der Klugheit und der Gewalt mit dem Glücke anheim; und mußte so lange unentschieden bleiben, bis die besagte Vereinigung durch den, nach bloßen Waffenstillständen, immer wieder kehrenden Kampf entwickelt und zu jener Augenscheinlichkeit und Handgreiflichkeit befördert wurde, durch welche der Kampf sich selber aufhebt, Uebermacht und Ohnmacht entschieden, und die aus der Fremde hergeholte unbehülflichere Weltklugheit völlig übermeistert ist, nachdem sie oft genug ohne sich bescheiden zu wollen, das Kürzere gezogen hatte.

Unvermeidlich war dieser große Erfolg. Aber er war es nur dadurch, daß die Urheber des Kampfes das ungewisse Glück und Unglück an die Stelle des gewissen Rechts und Unrechts treten ließen, mehr dem Glücke als dem Rechte vertrauten, und noch weniger das Unrecht verabscheuten, als sie

das Unglück fürchteten. Darum muß denn auch jene Unvermeidlichkeit noch immer und mehr als je von denen mißverstanden und gemisdeutet werden, welche das Können und das Dürfen und das Wissen und das Sollen im Grunde und dem Wesen nach für Einerley ansehen, und schon darum in den Begebenheiten nur die Bestätigung dieser Ansicht suchen und finden können. Je nachdem übrigens diese Weltklugen entweder mehr durch das Glück der Sieger, oder mehr durch das Unglück der Besiegten geblendet werden, oder durch persönliches Interesse mehr für oder wider diese oder jene eingenommen sind, glauben sie das Wort des großen Räthsels entweder in der Klugheit, welche das Glück zu fesseln versteht, oder aber in dem Glücke, welches die Maaßregeln der Klugheit hier begünstigt, dort vereitelt, gefunden zu haben. Im ersten Falle meynen sie durch ihr Einverständniß mit der siegenden Intelligenz die Ueberlegenheit ihrer eigenen zu beurkunden, und von dem Gipfel des Zeitalters die Zukunft beherrschend anzuschauen; während sie im zweyten Falle die abgenutzte Ausflucht des gedemüthigten Eigendünkels benutzen, der die Schuld des sich selbst zugezogenen Unglücks den breiten Schultern des Verhängnisses aufbürdet, das er bald das blinde, bald das unerforschliche nennt.

Daß diese und ähnliche mißdeutende Ansichten, durch welche das Heilsame der harten Schicksale, welche seit der französischen Revolution unser Vaterland heimgesucht haben, für dasselbe in der Hauptsache verloren gehen müßten, nur wenig Eingang finden können, dafür bürgt uns die deutsche Gründlichkeit und Rechtlichkeit, die sich unter dieser Prüfung am wenigsten verläugnen kann. Sie wird vielmehr in dem wohlverstandenen Hauptresultate theuer erkaufter Belehrung unsern Fürsten und ihren Rathgebern den Unterschied und Zu-

sammenhang der Gerechtigkeit mit der Macht, und der Weisheit mit der Klugheit, — und unsern Lehrern den Unterschied und Zusammenhang des Gewissens mit der Erfahrung, und der Wahrheit mit der Wahrscheinlichkeit, näher als je ans Herz legen. Von beyden Seiten wird dadurch die alte Scheidewand zwischen der großen Welt und der Schule nach und nach hinweggeräumt werden; und das Zeugniß, das die Regenten durch ihre künftigen Verfügungen, und die Wahrheitsforscher durch ihre künftigen Entdeckungen, mit Wissen und Willen, für die göttliche Weltregierung ablegen werden, wird ohne Zweifel herzerhebender für die Menschheit, und ehrenvoller und beglückender für unser Vaterland ausfallen, als dasjenige war, welches bisher größtentheils ohne ihr Wissen und Wollen aus ihren Anordnungen und Lehrgebäuden hervorgegangen ist.

Schon jetzt haben unsre einheimischen Machthaber durch die neue Ordnung der Dinge, sowohl an Gründlichkeit ihrer Macht über ihre Unterthanen, als auch an Beweggründen zum rechtlichen und wohlthätigen Gebrauch derselben, bedeutend gewonnen. Der große Feldherr und Regent, den die Vorsehung unverkennbar zur Begründung einer neuen gesellschaftlichen Ordnung unter den Erdebewohnern berufen hat, hält das von ihm beschützte Deutschland von außen her mit unwiderstehlicher Macht zusammen, während Er das Innere der deutschen Staaten, und ihre Verwaltung, der eigenen Ueberzeugung der von ihm anerkannten Souveraine überläßt. Enthoben der Sorge für die auswärtigen Verhältnisse, befreyt von der Versuchung, sich auf Unkosten ihrer Nachbarn zu vergrößern, und von der Furcht vor ähnlichen Absichten derselben, haben diese Souveraine keine dringendere Angelegenheit übrig, als die Wiederherstellung und Verbesserung des Wohlstandes

ihrer Völker; und das, durch mächtigere Beherrscher, weniger zerstückelte Bestandtheile, aufgehobenen Widerstreit des Interesses vom Süden und Norden, verschwundene Eifersucht der christlichen Religionsparteyen, erweiterte Freyheit der Gewissen, aufgegebenen Ansprüche des Geburtsadels auf ausschließende Dienstfähigkeit, vereinfachte Gerechtigkeitspflege und verbesserte Staatshaushaltung wiedergeborne Deutschland, wird unter dem künftigen Einfluß des allgemeinen und dauerhaften Friedens keine Ursache haben, seine ehemalige Verfassung zurückzuwünschen.

Vergleichen wir endlich die merkwürdigsten Zeichen unsrer Zeit, welche einerseits aus dem gegenwärtigen politischen Zustande Deutschlands, und andererseits aus der gegenwärtigen Beschaffenheit seiner Geistescultur, und besonders in der Hauptsache aller Hauptsachen, in der Denkart und Gesinnung über Religion und Sittlichkeit hervortreten: so glauben wir uns von der Gründlichkeit und Rechtlichkeit der vorzüglichsten Theilnehmer und Pfleger jener Geistescultur nichts geringeres als die unter ihnen einhällige Ueberzeugung, versprechen zu können: daß unter den gegenwärtigen Umständen unsern bisherigen wissenschaftlichen Ansichten der Religion und Sittlichkeit eine neue Wendung und Richtung unvermeidlich bevorstehe; — daß diese entweder nur in einer glänzenden Umbildung und verfeinerten Verbildung, welche zu der praktischen Coalition des Unglaubens mit dem Aberglauben die Theorieen aufstellt, — oder aber in der gründlichen Verbesserung bestehen müsse, welche den Glauben des Gewissens zunächst, und vor Allem, gegen das Gemeinschaftliche des Unglaubens und des Aberglaubens geltend macht, ohne ihn, wie vordem, nur in einseitigen Gegensätzen entweder nur mit diesem, oder mit jenem, vor Augen zu haben; — und daß

endlich diese Verbesserung der Wissenschaft nur von der Verbesserung ihrer Bearbeiter ausgehen, und nur in so ferne wirklich eintreten könne, in wie ferne in den Gemüthern derjenigen Forscher und Lehrer, welche durch ihre übrigen Talente die Stärkern sind, das Gefühl der Wahrheit über das Selbstgefühl, die Liebe der Wahrheit über die Ruhmbegierde, das Vertrauen auf die Wahrheit über das Selbstvertrauen allgemeiner und entscheidender als bisher die Oberhand gewinne. Nur durch diese Gemüthsstimmung kann jenes Hinderniß des Einverständnisses über die Grundbegriffe von Wahrheit und Recht überwältigt werden, daß sich eben so wenig hinweg-schauen, als hinweg-denken läßt, und das in der bald übermüthigen Kühnheit, bald kleinmüthigen Trägheit, der Selbstliebe besteht, dur welche das Ergründenwollen in das Wahrmachen eines der Selbstheit behaglichen Scheins ausartet, oder als etwas Unmögliches von der Hand gewiesen wird. Nur durch den Eifer und die Besonnenheit, welche aus dem Interesse an der Wahrheit um ihrer selbst Willen hervorgeht, können, müssen und werden unsre unbefangenen und reiferen Denker endlich gewahr werden: daß die Trennung des Gewissens und der Erfahrung beym Handeln, und die Trennung der Wahrheit und der Wahrscheinlichkeit beym Erkennen, wenigstens auf dem Wege der Wissenschaft, durch keine noch so sinn- und kunstreiche Coalition, am wenigsten durch das Wegsehen vom Unterschiede, sondern nur durch die deutliche Entwickelung des nichttrennenden Unterschiedes, und des nichtmischenden Zusammenhanges des Ersten mit dem Zweyten aufgehoben werden könne. Nur im Lichte dieser Erkenntniß können, müssen und werden dann auch Philosophie und Geschichte aufhören, entweder einander zu widersprechen, oder sich in einander zu verlieren; und in dem

wirklich übereinstimmenden Zeugnisse von Beyden an den Thronen und auf den Lehrstühlen wird die alte Ueberzeugung der am Gewissen sich orientirenden Erfahrung mit neuer Klarheit sich aussprechen: „daß diejenige Vereinigung des „moralischen und politischen Interesses, durch welche die „Trennung von Beyden nicht etwa nur aus dem Auge gesetzt „oder hinter einem glänzenden Schein im Verborgenen auf„bewahrt, sondern wirklich und gründlich aufgehoben werden „kann und soll, nur durch Unterordnung des Politischen „unter das Moralische, der Erfahrung unter das Gewissen, „und der Wahrscheinlichkeit unter die Wahrheit bestehen könne „und müsse.“

Inhalt.

